

Simonetta Sommaruga, Sylvie Fleury, Postauto-Skandal

Nummer 24 – 14. Juni 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

**36 Seiten
Sonderbeilage
Faszination
Russland**



Der erstaunliche Mister Trump

Brummende Wirtschaft in den USA, Entspannung in Asien.
Von Urs Gehriger und Florian Schwab

Lob der Sozialdetektive

Warum ihre Gegner irren. Von Alex Baur

Man spricht Wallisertiitsch

*Zum Glück wird es nicht gefördert.
Von Luzius Theler*

4 194407 006904 24

RENNERPROBTE SPITZEN-QUALITÄT

LEXUS GRATULIERT EMIL FREY RACING ZUM SIEG IN DER BLANCPAIN GT SERIES

Ein sensationeller Sieg in der kompetitivsten GT
Rennserie der Welt mit 51 GT3 Fahrzeugen von
12 verschiedenen Herstellern.



LEXUS RC F GT3



Reich der Extreme.

Dieser Ausgabe liegt ein Sonderheft über Russland bei. Es erscheint zum Auftakt der Fussball-Weltmeisterschaft und zeigt faszinierende Aspekte dieses Reichs der Extreme, gegenüber dem wir zwar oft entschiedene Vorurteile haben, aber wenig präzises Wissen darüber. Neben Reportagen, Berichten und Interviews aus Wirtschaft, Politik, Kultur und Gesellschaft konnten wir prominente Gastautoren verpflichten. Der ehemalige Fifa-Präsident Sepp Blatter erzählt, wie er die WM nach Russland brachte. Fussballtrainer Murat Yakin schildert seine Erfahrungen im wilden Moskau. Yves Rossier, der Schweizer Botschafter in Russland, spricht über die Rolle der Schweiz im Spannungsfeld zwischen Ost und West und erklärt uns, warum wir die grossen Klassiker der russischen Literatur lesen sollten. Der Journalist Wladimir Sukhoi präsentiert interessante junge Russinnen der Gegenwart. Ein Schwerpunkt des Sonderheftes bilden die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und Russland. Erstmals im Westen gibt der Investor und Filmproduzent Gleb Fetisov («Loveless», «Sobibor») ein grosses und erstaunlich offenes Interview.

Viel wurde in letzter Zeit über die Sozialdetektive geschrieben, die eine breite Allianz von Linksparteien, Hilfswerken und Juristen am liebsten verbieten würde. Die privaten «Schnüffler» würden sich in einen Bereich einmischen, welcher der Polizei vorbehalten

sei, wird argumentiert; sie verletzen die Privatsphäre von Hilfsbedürftigen. Was ist davon zu halten? Redaktor Alex Baur, der vor einem Jahrzehnt die Debatte um den Sozialmissbrauch anhand konkreter Fälle ins Rollen brachte, suchte die Antworten am praktischen Beispiel. Das ist gar nicht so einfach in einer Branche, bei der Diskretion als oberstes Gebot gilt. Doch unserem Kollegen gelang es, das Vertrauen der Privatdetektive Swen und Cyrill van Altena zu gewinnen, die ihm schliesslich grosszügig Einblick in ihren Ermittlungsalltag und ihre Dossiers gewährten. Einmal mehr zeigt sich in der Praxis: Vieles ist ganz anders, als man denkt. **Seite 28**

Es ist der eigenwilligste Schweizer Dialekt – für *Üsserschwizzer*, so nennen die Walliser die Nichtwalliser, ist er nur schwer zu verstehen. Manche sagen gar, das Walliserdeutsch sei eine eigene Sprache. Eine Sprache allerdings, die, anders als das Rätomanische, nicht als solche anerkannt ist und auch nicht gefördert wird. Genau dies sei der Grund, weshalb diese Sprache prosperiere, meint der Walliser Publizist Luzius Theler. Die Jungen würden das Walliserdeutsch mehr denn je voller Stolz sprechen und weiterentwickeln, dank SMS und Whatsapp auch in schriftlicher Form. Noch immer könne er an der Dialektfärbung erkennen, aus welchem Dorf jemand stamme. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



**Die neue
ZKB Anlageberatung.**

**Jetzt wechseln,
damit alles besser bleibt.**

Informieren Sie sich jetzt auf zkb.ch/anlegen

Bei uns wird Ihr Portfolio täglich überwacht. Optimierungsvorschläge erhalten Sie sofort und individuell. Lernen Sie unsere neue Anlagewelt bei einem persönlichen Gespräch kennen.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Korrumperte Zustände

Die kalte Entmachtung des Volkes in der Schweiz.

Von Roger Köppel

Hurra, wir geben die Schweiz auf. Grossartig, wir kapitulieren. Diese Woche hat der Nationalrat mit deutlicher Mehrheit gegen eine einzige Partei den bemerkenswerten Entscheid getroffen, dass in der Schweiz nicht mehr die Schweizerinnen und Schweizer, sondern die Ausländer das letzte Wort haben sollen. Das jedenfalls darf als unwiderlegbares Ergebnis der mehrtägigen Monsterdebatte über die Selbstbestimmungsinitiative der SVP festgehalten werden.

Was immer in der Schweiz vom Volk und von den Kantonen entschieden wird, heute oder in der Zukunft, kann vom Parlament, kann vom Bundesgericht, kann vom Bundesrat mit einem Federstrich jederzeit gelöscht, zunichtegemacht werden. Man braucht nur irgendeine internationale Bestimmung zu finden, die sich gegen den betreffenden Volksentscheid richtet, und fertig ist es mit der direkten Demokratie und den Volksrechten, auf die alle Parlamentarier eigentlich einen feierlichen Eid geleistet haben.

Es war beinahe faszinierend, wie sich Justizministerin Simonetta Sommaruga und die Ratsmehrheit gemeinsam in der irrigen Meinung bestärkten, wie gut es sei, wenn in der Schweiz nicht Volksentscheide, sondern angeblich höhere internationale Erlasse gälten. Die Schweiz, eidgenössische Rechtsgemeinschaft immerhin seit 1291, geriet in diesen Darstellungen zum finsternen Schurkenstaat, zum Unstaat, der ohne die Segnungen auswärtiger Richter aufgeschmissen wäre.

Justizministerin Sommaruga und eine Ratsmehrheit dokumentierten, für alle nachprüfbar, wie wenig sie von den Stimmbürgern und von der direkten Demokratie im Grunde halten. Die Schweizer Stimmberechtigten sind für sie Kinder im Zustand ewiger Unmündigkeit, ein Volk von Kesb-Fällen, unfähig zu einem selbständigen, reifen Urteil. Eine Nationalrätin der Grünliberalen sprach mit Blick auf unser Staatsmodell abschätzig von «Ballenberg». Es klang wie eine psychiatrische Anstalt.

Gegen die Dummheit und demokratische Unreife der Stimmbürger setzten die Justizministerin und ihre parlamentarischen Souffleure eine höhere Weisheit, ihre eigene und die der internationalen Richter, die angeblich besser wissen, wie man die Menschenrechte auf die Schweiz anwendet, als die Schweizer.

Die Gegner der Selbstbestimmung reden von Menschenrechten und Vertragstreue, aber es geht ihnen einfach darum, den verfassungsmässigen Souverän in diesem Land, Volk und Stände, zu entmachten. Wir haben es bei der Masseneinwanderungsinitiative gesehen. Sie wurde vom Volk angenommen, aber vom Parlament nicht umgesetzt. Begründung: Die Initiative verletze internationales Recht und dürfe deshalb nicht oder nur homöopathisch umgesetzt werden. So argumentierte unter anderem Kommissionssprecher Kurt Fluri (FDP).

Wie verlogen das alles doch ist: Wenn es Fluri um Vertragstreue ginge, hätte er bereits im Abstimmungskampf darauf hingewiesen, dass die Masseneinwanderungsinitiative gegen bestehende internationale Verträge verstosse und deshalb nie umgesetzt werden dürfe. Das aber sagte er nicht. Im Gegenteil. Noch im Februar 2014, unter dem Eindruck des frischen Volksentscheids, beteuerte der Solothurner in einem Interview durchdringen, die Initiative müsse möglichst wortgetreu verwirklicht werden. Hatte er damals die internationalen Verträge vergessen, auf die er sich heute so scheinheilig beruft?

Natürlich nicht, denn hier läuft ein anderes Spiel. Es läuft ein Staatsputsch gegen die direkte Demokratie, gegen den obersten Verfassungsgeber, gegen Volk und Stände. Die Politiker sind gegen die Selbstbestimmung des Volkes, weil sie, die Politiker, anstelle des Volkes die Selbstbestimmung selber wollen. Sie wollen bestimmen, entscheiden, gestalten, dirigieren. Es geht ihnen nicht um die Wahrung des internationalen Rechts oder der Menschenrechte, die übrigens alle längst in der schweizerischen Bundesverfassung verankert und garantiert sind. Das internationale Recht dient ihnen lediglich als Hebel, als

Brechstange, als weitläufig einsetzbare Allzweckwaffe, um unerwünschte Volksentscheide nach Belieben abzuschliessen. Dieses Parlament und die mit ihm verbundenen Staatsgewalten wollen keine direkte, sondern eine von oben, eine von ihnen gelenkte Demokratie.

Wie die politische Elite in diesem Lande mittlerweile denkt, zeigte ein Interview des Bundespräsidenten in der *Frankfurter All-*



Internationales Recht als Brechstange: Sommaruga.

gemeinen Zeitung vom 25. April 2018. Da sagte Alain Berset wörtlich: «Über Volksinitiativen können die Bürger ein Thema lancieren, das ihnen unter den Nägeln brennt. Und dann schaut das Parlament mit seinen zwei Kammern, was man daraus unter Berücksichtigung der geltenden Verfassung und des Völkerrechts machen kann.»

Nach Meinung des derzeitigen Bundespräsidenten sind also Volksinitiativen nichts Weiteres als die unverbindliche «Lancierung eines Themas», ein bisschen psychotherapeutisches Pro-forma-Dampf-ablassen, eine Finger-nagelsache, politische Maniküre. Und das «hochwohlweise» Parlament und der allwissende Bundesrat, flankiert von den Richtern in Lausanne, angefeuert von den Medien, schauen dann schon, ob man daraus irgendetwas machen könne.

Diese bundespräsidiale Auffassung, die in der Debatte über die Selbstbestimmungsinitiative auf breiter Front zum Ausdruck kam, ist ein Affront, ist ein offener Bruch mit der geltenden Bundesverfassung. Diese hält nämlich fest: «Das Volk entscheidet, ob der Initiative Folge zu geben ist. Stimmt es zu, so arbeitet die Bundesversammlung eine entsprechende Vorlage aus.» «Entsprechen» heisst laut Duden: übereinstimmen, gleichkommen.

Klar, es ist eine kalte Entmachtung des Volkes. Klar, es herrschen korrumperte Zustände im Staat, nicht nur bei der Post. Der Wahlkampf im nächsten Jahr wird sich um die Frage drehen: «Wie hältst du's mit der direkten Demokratie?» Die Wähler können entscheiden: zwischen den Bewahrern und den Demonteuren unserer weltweit bewundernten, einzigartigen Demokratie, in der die Bürgerinnen und Bürger das letzte Wort haben. Sollten.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Abgründe: Claire-Louise Bennett. Seite 51



Sozialbetrüger im Visier: van Altena. Seite 28



«Ja, ich weiss, das ist politisch inkorrekt, aber ich liebe die Autos tatsächlich.»

Sylvie Fleury: Seite 24

Titelgeschichte

- 12 **Frieden durch Stärke**
Trump's Sternstunde in Singapur
- 42 **Trumps Wirtschaftswunder**
Selten waren die Zahlen besser
- 43 **Inside Washington** Wilder Stier

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar**
Die Einzelfälle häufen sich
- 10 **Schule**
Frau Kunz und die kurzen Röcke
- 22 **Essay der Woche** Plädoyer
für einen ungeliebten Berufsstand
- 26 **Mörgeli**
Hundert-Millionen-Hasler
- 26 **Bodenmann** Vogelscheiss-Parteien
- 27 **Medien** Tastender Tatzelwurm
- 27 **Die Deutschen** Weniger Nette

Inland

- 16 **Der Staat kann's nicht**
Beamte taugen nicht als Unternehmer
- 18 **Postauto-Skandal**
«Kollektiv» heisst Filz
- 20 **Susanne Ruoff** Der erzwungene
Rücktritt der Post-Chefin
- 34 **Rita Famos** Showdown
im evangelischen Kirchenbund
- 28 **Indiskrete Einblicke**
Aus dem Alltag der Sozialdetektive

- 31 **Guy Parmelin** Der Bundesrat zur
Spesenpraxis in seinem Departement
- 32 **Simonetta Sommaruga** Sabotieren
Staatsanwälte das Ausschaffungsrecht?

Ausland

- 45 **Frankreich** Marion Maréchal
legt den Namen Le Pen ab

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Die Vögele-Saga** Aufstieg und Fall
des Bekleidungshändlers
- 40 **Peter Forstmoser**
Stürzt der Überflieger ab?
- 44 **Investitionen** Magnet USA
- 56 **Mysterien der Weltgeschichte**
Stalins rätselhafter Tod

Kultur & Gesellschaft

- 24 **Sylvie Fleury** Die Künstlerin liebt
schnelle Autos und teures Make-up
- 46 **Ikone der Woche**
Gekommen, um zu bleiben
- 48 **Stolz aufs «Wallisertiitsch»**
Der Walliser Dialekt floriert
- 51 **Claire-Louise Bennett**
Ihr Debüt, «Teich», ist ein Volltreffer
- 52 **Mit Bach gegen den Islamismus**
Wie klingt Bach in Beirut?

Fussball-WM 2018

- 11 **Sepp Blatter**
Zeit zur Freude, Zeit zum Jubeln
- 11 **Marcel Reif**
Politik, Messi und Videoschiedsrichter
- 62 **Kraft der eigenen Wurzeln**
Kurzanalysen der 32 Mannschaften
- 64 **Arsenal-Connection** Captain
Lichtsteiner und Spielmacher Xhaka
- 65 **Von Rostow bis Nischni Nowgorod**
Kleiner WM-Guide

Rubriken

- 9 **Im Auge** Daniel Ortega
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Anthony Bourdain
- 54 **Die Bibel** Schlafen Sie gut!
- 54 **Kino** «The Sense of an Ending»
- 55 **Knorrs Liste**
- 55 **Jazz** Harold López-Nussa
- 57 **Fragen Sie Dr. M.**
- 57 **Gewinner der Woche** Sensirion
- 58 **Thiel** Grenzschutz
- 58 **Namen** Kunst und Liebe
- 58 **Fast verliebt** Stirb, Kritiker!
- 59 **Unten durch** Sonnenkollektoren
- 60 **Wein** Der verkappte Barolo
- 60 **Salz & Pfeffer** Japanische Kür
- 61 **Auto**
Lexus LS 500h AWD Excellence
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**



HUBLOT

T H E A R T O F F U S I O N



**BIG BANG REFEREE
2018 FIFA WORLD CUP
RUSSIA™**



HUBLOT

BOUTIQUES

GENEVE • LUZERN • ZURICH • ZERMATT

©FIFA, FIFA's Official Licensed Product Logos and the Emblems, Mascots, Posters and Trophies of the FIFA World Cup™, tournaments are copyrights and / or trademarks of FIFA.™



Salut Salon: Neues Programm im KKL Luzern

Liebe – klassisch verführt

Wie keine andere kammermusikalische Formation versteht es Salut Salon, das Publikum mit Spielfreude, Virtuosität und Humor zu bezirzen. Erleben und geniessen Sie das neuste Programm der vier charmanten Echo-Klassik-Preisträgerinnen.

Puristen aufgepasst: Wenn das Quartett Salut Salon die Bühne betritt, sind sämtliche gängigen Regeln eines Klassikkonzerts ausser Kraft gesetzt.

Mit spielerischer Nonchalance setzen sich Angelika Bachmann (Geige), Sonja Lena Schmid (Cello), Iris Siegfried (Geige und Gesang) und Anne-Monika von Twardowski (Klavier) über alle Genres der Musikwelt hinweg.

Tango, Chanson, Folk, Pop- und Filmmusik gehen bei Salut Salon eine Liaison ein: Singende Sägen vermählen sich im Duett, Romeo und Julia streiten sich zu Prokofiev, und Marilyn Monroe haucht der Klassik vieldeutige Sinnlichkeit ein.

Geniessen Sie im KKL Luzern einen musikalischen Seitensprung, bei dem sich alles um die schönste Nebensache der Welt dreht: die Liebe.



Platin-Club-Spezialangebot

Salut Salon: «Liebe», im KKL Luzern, Konzertsaal

Datum:

Freitag, 12. Oktober 2018, 19.30 Uhr

Ticketpreise:

- Kat. I Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)
- Kat. II Fr. 79.– (statt Fr. 92.–)
- Kat. III Fr. 74.– (statt Fr. 86.–)
- Kat. IV Fr. 67.– (statt Fr. 78.–)
- Kat. V Fr. 59.– (statt Fr. 69.–)
- Kat. VI Fr. 39.– (statt Fr. 45.–)

Buchung:

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» unter Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder mit dem Promotionscode «Platin-Club» auf www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:

Gültiges Abonnement der Weltwoche. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Exkl. allfällige Gebühren.

Veranstalter:

Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Die Einzelfälle häufen sich

Von Henryk M. Broder — Ein geflüchteter Iraker hat in Deutschland die 14-jährige Susanna vergewaltigt und ermordet. Das gruselige Ereignis illustriert die Fehler im Management der Flüchtlingskrise.



Kontrollverlust: Tatverdächtiger Ali B.

Es ist eine Geschichte wie aus einem Tatort am Sonntagabend. Eine Vierzehnjährige verschwindet. Zwei Wochen später wird sie in einem Waldstück in der Nähe einer Bahnstrecke tot gefunden, vergewaltigt und erwürgt. Ein dreizehn Jahre alter Junge, der in einem Flüchtlingsheim lebt, geht zur Polizei und sagt ihr, wer der Mörder sein könnte: ein angeblich zwanzig Jahre alter Iraker, der im selben Flüchtlingsheim lebt, zusammen mit seinen Eltern und fünf Geschwistern. Aber da ist die ganze Familie bereits ausgewandert, mit einem regulären Linienflug von Düsseldorf nach Istanbul und von dort weiter nach Erbil in der von Kurden verwalteten nordirakischen autonomen Region, von wo sie vor gut drei Jahren, im Oktober 2015, nach Deutschland geflohen ist, um hier politisches Asyl zu beantragen. Der Antrag war abgelehnt worden. Da die Familie aber mit Hilfe einer auf solche Fälle spezialisierten Anwaltskanzlei gegen den negativen Bescheid vor einem Verwaltungsgericht Klage erhob, durfte sie in Deutschland bleiben, Vater, Mutter und sechs Kinder.

Als diese Umstände bekanntwerden, setzt sofort das grosse Fragen ein. Woher hatte die Familie, die von Sozialhilfe lebte, das Geld für acht One-Way-Flüge? Die Tickets seien online gebucht und bezahlt worden, heisst es in einigen Berichten. In anderen ist von Bargeld die

Rede. Eine Radiostation spürt die Familienmutter auf und macht mit ihr ein Interview. Man sei in die alte Heimat gereist, weil der tod- kranke Vater zu Hause sterben wollte. Den Zeit- punkt der Abreise erklärt sie damit, man habe den Eingang des letzten «Gehalts» abwarten wollen, womit sie nur die monatliche Überwei- sung vom Sozialamt gemeint haben kann.

Nicht minder rätselhaft ist, wieso der Familie so unbürokratisch vom irakischen Konsulat in Frankfurt geholfen wurde. Die Ausstellung von Passersatzpapieren dauert üblicherweise Monate, im vorliegenden Fall ging es über Nacht. Dabei gehört der Irak zu den Ländern, die «Geflüchtete» sehr ungern zurücknehmen und keine Mühen scheuen, den Vorgang in die Länge zu ziehen.

Polizeichef unter der Dusche

Dann ging alles sehr schnell. Kaum war die Familie in Erbil angekommen, flog ihr schon eine Spezialeinheit der Bundespolizei hinterher, um den tatverdächtigen Sohn nach Deutschland zurückzuholen. Mit an Bord der von wem auch immer gecharterten Maschine war auch der Chef der Bundespolizei, Dieter Romann. Die Idee zu der Aktion, so stand es in der Boulevardzeitung *Bild*, soll ihm «unter der Dusche» gekommen sein. Sowohl das Auswärtige Amt wie das Bundesjustizministerium seien nicht informiert gewesen.

Ob Innenminister Horst Seehofer Bescheid wusste, darüber sind sich die Experten uneins, die einen sagen so, die anderen so. Fest steht nur: Das Mädchen ist tot, der mutmassliche

Woher hatte die Familie, die von Sozialhilfe lebte, das Geld für acht One-Way-Flüge?

Täter sitzt in Untersuchungshaft, er soll den Mord an der vierzehnjährigen Susanna ge- standen haben, aber nicht die Vergewaltigung. Sollte es zu einem Prozess kommen, wird das Gericht als Erstes entscheiden müssen, ob nach Jugend- oder Erwachsenenstrafrecht ver- handelt werden soll, davon hängt ganz ent- scheidend das Strafmass ab.

Der Fall ist nicht nur gruselig und dazu kompliziert, er ist auch symptomatisch für das Management der Flüchtlingskrise durch die beteiligten Behörden, die nun – bald drei Jahre nach dem Sündenfall vom September 2015, als

»» Fortsetzung auf Seite 10

Monster im Spiegel



Daniel Ortega, Clanchef.

Wenn Daniel Ortega morgens in den Spiegel schaut, blickt ihm das Monster entgegen, die Fratze einer merkwürdigen Ver- wandlung. Ortega ist Somoza. Denn Ortega operiert heute, wenn auch mit etwas demokratischem Make-up, wie der Clan-Chef, den er einst mit seinen Sandinisten in einem blutigen Bürgerkrieg aus Nicaragua verjagte. Aus Ortega, dem umjubelten Revolutionär, dem neuen Castro, der sein Handwerk in Kuba lernte, wurde schleichend der Wiedergänger eines der schmutzigsten Diktatoren des Süd- kontinents. Macht kommt vor Moral.

Ortegas Nationalgarde schießt in Managua Massenproteste von den Plätzen. Seit April blieben über hundert Tote liegen, hauptsäch- lich Studenten. Ortega selber wurde schon mit fünfzehn erstmals verhaftet und sass als jugendlicher Aufrührer sieben Jahre im Gef- ängnis. Das Studium brach er ab und wurde Berufsrevolutionär. Der faktisch auf Lebens- zeit gewählte Comandante – was er durch Verfassungsbeugung erreichte – hat sein Schicksal mit dem venezolanischen Caudillo Maduro verknüpft, denn Nicaragua, das zweitärmste Land Lateinamerikas, ist total vom Erdöl aus Venezuela abhängig zur Stromerzeugung.

Ortegas megalomanisches Projekt einer Wasserstrasse zwischen Atlantik und Pazifik als Konkurrenz zum Panamakanal löste sich in Dunst auf, als die zunächst interessierten Chi- nesen ausstiegen. Die Ortega-Familie sitzt an allen Schalthebeln. Ehefrau und Vizepräsi- dentin Rosario Murillo, eine Dichterin und gleich- zeitig Zensorin der Medien, hat einen Heili- genschein als Nachfahrin des Nationalhelden Sandino, der ihre Alkoholprobleme verhüllt. Sie ging einige Jahre im Institut Le Manoir in La Neuveville zur Schule. Sieben Kinder sind gut versorgt in Schlüsseljobs, nur Ortegas Stieftochter Zoilamerica, 50, fällt aus der Rolle. Sie bezichtigt Ortega, sie schon als Mädchen jahrelang vergewaltigt zu haben. Der Coman- dante stellte sich der Justiz erst, als die Vor- würfe verjährt waren. Peter Hartmann

die Kanzlerin entschied, die Grenzen sollten nicht geschlossen werden – anfangen, sich die Verantwortung für den «Kontrollverlust» gegenseitig anzulasten. In akademischen Kreisen wird darüber debattiert, ob es eine «unkontrollierte Masseneinwanderung» gegeben habe, die Regierung und ihre Organe wären schon froh, wenn sie wüssten, wer sich im Land aufhält – legal, illegal oder scheissegal. Obwohl beinahe jeden Tag Massenschlägereien, Messerstechereien, Vergewaltigungen und andere Delikte bekanntwerden, die von «Menschen mit ausländischen Wurzeln» beziehungsweise «einem Migrationshintergrund» einzeln oder gruppenweise begangen werden, wird ein Zusammenhang zwischen Zuwanderung und Kriminalität gerne bestritten. Es seien doch nur «Einzelfälle», die sich zwar häuften, aber sonst keine Rückschlüsse erlauben würden.

Niederträchtige Relativierung

Und passiert dann etwas so Schreckliches wie der Fall «Susanna», dauert es grade einmal eine Zigarettenlänge, bis sich die üblichen Allesversther zu Wort melden und davor war-

Kaum ist etwas so Schreckliches passiert, melden sich schon die üblichen Allesversther.

nen, den Fall «zu instrumentalisieren», so etwas sei «Wasser auf die Mühlen der rechten Populisten».

Der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen (NRW), Armin Laschet, CDU, hat auf Twitter eine Art Klarstellung gepostet, «falls in aufgeheizter politischer und medialer Stimmung jemand an statistischen Fakten interessiert sein sollte». Die statistischen Fakten besagen, dass im Jahre 2003 die «Anzahl weiblicher Mordopfer unter 18 in Deutschland» bei 36 lag, im Jahre 2017 waren es nur 15. Deutschland ist also im Zuge der Zuwanderung nicht gefährlicher, sondern sicherer geworden.

Laschets Parteifreundin Venny Lang, die dem «Sozialflügel» der CDU in NRW angehört, ging noch einen Schritt weiter. Auf den Post eines ihrer Facebook-Freunde («Wäre 2015 die Grenze geschlossen worden, würde Susanna noch leben») antwortete sie: «Woher wissen Sie das? Vielleicht wäre sie von einem Auto überfahren worden oder jemand anderes hätte sie getötet. Ob jemand gewalttätig ist oder nicht, hat nichts mit Herkunft oder Religion zu tun. Und Grenzen zu schliessen, ist feige und verstösst gegen alle christlichen Prinzipien.» (Dank an Anabel Schunke für die Hinweise auf Laschet und Lang.)

Bei solchen Statements gefriert einem das Blut in den Adern. Mieser, niederträchtiger und tiefer geht es nicht. Oder doch? Warten wir einfach den nächsten Mordfall ab.

Schule

Frau Kunz und die kurzen Röcke

Von Claudia Schumacher— Jeden Sommer spalten spärlich bekleidete Mädchen und die Züchtigkeitsdekrete ihrer Lehrer die Schweiz. Aktueller Schauplatz ist das Gymnasium Oberaargau.

Neben dem Tod ist auf eine Sache im Leben Verlass: Problematisiert jemand irgendwo auf der Welt das Verhalten von Mädchen, findet sich mindestens eine Journalistin in Zürich, die an den Ort des Geschehens fährt. Und weil das Gymnasium Oberaargau seinen Schülerinnen soeben ein Merkblatt mit Kleidungsempfehlungen ausgehändigt hat, während die Buben keins bekamen, stieg ich am Abend des 11. Juni in den Zug in Richtung Langenthal zur hastig einberufenen Pressekonferenz an der Schule. Im Merkblatt, dem Stein des Anstosses, steht: «Liebe Schülerinnen, es ist uns aufgefallen, dass jetzt, in der wärmeren Jahreszeit, Einblicke gewährt werden, die wir lieber vermeiden möchten.» Zu ihrem «Schutz» und «aus Respekt gegenüber anderen» sollten die Mädchen keine zu kurze oder zu stark dekolletierte Kleidung tragen.

Sofort auf der Metaebene

Schülerinnen des Gymnasiums fanden das Vorgehen der Schulleitung «sexistisch». Die Buben sassen dann in solidarischem Protest bauchfrei im Unterricht. Politikerinnen, links wie rechts, stellten sich ebenfalls auf die Seite der Schülerinnen und warfen dem Gymnasium ein verstaubtes Weltbild vor. In den Damentoiletten hängt jetzt ein Protestschreiben: «Anstatt die Mädchen für ihre Körper zu beschämen, bringt den Buben bei, dass Mädchen keine Sexualobjekte sind.» Stichwort «Hotpants» – und die ganze Schweiz ist in Sekunden auf der Metaebene.

Eigentlich wollte ich mit der Rektorin telefonieren. Aber Barbara Kunz blockte ab und berief stattdessen eine Pressekonferenz auf 18 Uhr ein – aufgrund «des grossen Medieninteresses». Anscheinend wollten die anderen Journalisten die Debatte an diesem Abend aber lieber von ihrer Zürcher Couch aus auf Facebook und Twitter weiterführen, denn anwesend waren ausser mir nur drei Jungjournalisten, so angespannt, als witterten sie ihre erste grosse Story über soziale Ungerechtigkeit und, sowieso, über die allgemeine Rückschrittlichkeit der Schweiz. Dazu ein älterer Herr vom Radio, der peinlich berührt wirkte.

Vor uns Platz nahm die dreiköpfige Schulleitung, zwei Frauen und ein Mann, allesamt vollständig angezogen, aber auch nicht gerade gut. In der Mitte Frau Kunz, die Rektorin. Sofort schoss ein Jungjournalist mit Mikrofon los: «Warum haben Sie nicht auch ein Merkblatt für die Buben rausgegeben?» Rektorin

Kunz: «Jedes Jahr, wenn die Temperaturen steigen, fällt uns auf, dass die Quadratzentimeter bei der Kleidung zurückgehen.» Das sei bei den Mädchen einfach viel stärker der Fall als bei den Jungs. «Wir wollten möglichst wenig Spektakel daraus machen. Der Schrieb sollte nur einen Denkanstoss geben.» Die Lehrer fänden es ja auch cool, wenn die Mädchen modisch gekleidet sein wollten. Aber je nachdem könnten damit halt «gewisse Botschaften» gesendet werden. Im Verlauf der Konferenz stellte sich heraus: Es gab keine konkreten Vorfälle an der Schule, die Mädchen wurden nicht belästigt. Die Schulleitung habe Anfang Jahr gewechselt, und man wollte die Endlosdiskussion um die Mädchenkleidung beenden. Weil es den Lehrern manchmal «schwerfalle», den Schülerinnen «in die Augen zu sehen».

So gewinnt man den Eindruck, dass die Schulleitung zwar arglos handelte, aber nicht souverän. Mir fallen die Fake-Schlangenleder-Hosen zum bauchfreien Top ein, mit denen ich in den nuller Jahren zur Schule ging. Wir waren nicht besser als die Mädchen von heute. Der schmale Pfad zwischen Provokation und Verführung ist für Teenagerinnen unwiderstehlich. Trotzdem ignorierten die Lehrer zähneknirschend unsere Provokationen und unterrichteten uns mit Blick in die Augen weiter. Wozu ist man denn erwachsen?



Zwischen Provokation und Verführung.



Zeit zur Freude, Zeit zum Jubeln

Von Sepp Blatter — Ich bin überzeugt, dass wir in Russland eine grosse WM erleben werden. Ein Team aus dem Quartett Brasilien, Deutschland, Frankreich und Spanien dürfte das Turnier gewinnen.



Was wurde in den vergangenen Monaten nicht alles an Kritik und Skepsis über die russischen WM-Organisatoren geschüttet? Staatsdoping, Verletzung der Menschenrechte, Rassismus, Vetternwirtschaft. Gelegenheit zur Vorfreude blieb kaum.

Die Unterstellungen haben auch mich getroffen. Denn schliesslich war ich nicht ganz unbeteiligt daran gewesen, dass die Fussball-Weltmeisterschaft 2018 nach Russland vergeben wurde. Und ich stand (und stehe) offen zu dieser Wahl. Nach 88 Jahren WM-Geschichte ist es höchste Zeit, dass das wichtigste Sportereignis im grössten Land der Erde ausgetragen wird. In Russland freuen sich die Menschen, dass sie in den kommenden Wochen die Welt empfangen dürfen – dass sie beweisen können, was für hervorragende Gastgeber sie sind und wie sie dieses Turnier organisatorisch und atmosphärisch (fast) perfekt über die Bühne bringen können. Ich bin überzeugt, dass bis Mitte Juli manches Vorurteil nicht nur entkräftet, sondern gar ins Gegenteil verkehrt sein wird.

So oder so ist es Zeit, dass endlich der Sport ins Zentrum rückt. Mit dem Startspiel zwischen Russland und Saudi-Arabien im Luschniki-Stadion wird dies endlich der Fall sein. Blicke ich auf die fussballerischen Stärkeverhältnisse, muss ich aber festhalten: Die beiden Teams aus dem Eröffnungsspiel werden sich kaum im Finale am 15. Juli gegenüberstehen. Möglicherweise kann die russische Equipe vom Heimvorteil profitieren, doch letztlich muss sie wohl schon froh sein, wenn sie sich in der Gruppe mit Ägypten, Uruguay sowie Saudi-Arabien für die Achtelfinals qualifiziert.

Sportlich sehe ich andere Mannschaften in der Favoritenrolle – Mannschaften, die mit offensiven und kreativen Mitteln den Unterschied ausmachen können. Ich denke, dass das Quartett Brasilien, Deutschland, Frankreich und Spanien (in alphabetischer Reihenfolge) den Titel unter sich ausspielen wird. Die Brasilianer haben die Schmach der 1:7-Niederlage gegen Deutschland im Halbfinal von 2014 wettzumachen. Dies gelingt ihnen nur, wenn sie am Schluss die WM-Trophäe in den Händen halten. Mit Titelverteidiger Deutschland ist immer zu rechnen. Dass die Mannschaft zuletzt bei der Niederlage in Österreich gar keine gute Figur machte, muss nicht zwingend etwas

Schlechtes bedeuten. Denn oft ist es im Fussball wie im Theater: Eine verpatzte Hauptprobe kann ein gutes Omen für die Premiere sein.

Und die Schweiz?

Frankreich verfügt über eine aussergewöhnlich talentierte Generation an Spielern. Gelingt es Trainer Didier Deschamps, seine herausragenden Individualisten auch an der WM zu einer funktionierenden Einheit zusammenzuschweissen, wird es für jeden Gegner sehr schwer. Spanien schliesslich bringt die Basis einer der stärksten Ligen der Welt mit nach Russland – und zahlreiche Spieler, die wissen, wie man grosse Titel gewinnt.

Als gefährliche Aussenseiter sehe ich Uruguay – mit der grandiosen Offensive –, die



Der Sport soll endlich ins Zentrum rücken.

physisch wie spielerisch starken Nigerianer sowie die seit Jahren überzeugenden Belgier.

Und die Schweiz? Das Team von Trainer Vladimir Petkovic ist physisch stark und Mannschaftlich geschlossen. Gegen Brasilien, Serbien und Costa Rica wäre allerdings schon das Überstehen der Vorrunde ein Erfolg. Aber die Eishockeyspieler haben vor gemacht, dass in einem Turnier eine Dynamik entstehen kann, die alles auf den Kopf stellt. So gesehen, ist für die Schweiz vieles möglich, sogar die Finalqualifikation – was zu meiner Freude wäre, aber zum Leidwesen meiner Prognose.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa. Mehr zur Fussball-WM auf Seite 62

Mehr als Putin

Von Marcel Reif — Politik, Messi und Videoschiedsrichter.



Ist das totalitäre Russland überhaupt in der Lage, eine völkerverbindende WM zu veranstalten? Dabei wusste doch die Fifa vor der Vergabe, wie das Land regiert wird, was auf der Krim passiert. Es ist heuchlerisch, jetzt so zu tun, als ob man vor vollendete Tatsachen gestellt würde. Einreiseverbote für kritische Journalisten, Menschenrechte? Nur ein nonchalant akzeptierter Kollateralschaden.

Noch heuchlerischer ist es, von jungen Menschen in kurzen Hosen noch vor dem ersten Steilpass zu fordern, sie möchten erst ein klares Statement zur Lage in der Ostukraine abgeben. Sie sind nicht blind, sollen aber nur eines: hinfahren und mitreisenden Fussball spielen.

Ich kenne Russland von vielen Reisen: Ein wunderbares Land, das mehr ist als Putin. Mit gastfreundlichen Menschen, denen man Unrecht tut, wenn man sie auf ihr politisches System reduziert.

Vor jeder Endrunde beschleicht mich die Angst, die Stars wären durch die Flut an Wettbewerben ausgesaugt. Und die besten Spieler machen nun mal die meisten Spiele. Ich würde gerne Ronaldo und Messi in Top-Form tanzen sehen, ohne den Rucksack einer monströsen Saison.

Die pseudoreligiöse Debatte um den Videobeweis wird auch in Russland nerven. Es täte allen gut, ihn als das zu sehen, was er ist: ein elektronisches Hilfsmittel. Die Video-Referees werden auch keine Jungs von den Südseeinseln sein, sondern aus Spanien, Italien oder Portugal stammen, wo sie Praxis sammelten.

Weltmeister? Ich habe wenig Argumente, die gegen Deutschland sprechen, aber viele zugunsten Frankreichs, Spaniens, Brasiliens und auch Argentinien, wenn Messi in Zauberlaune ist.

Die Schweizer spielen ihren WM-Titel in der Vorrunde aus. Wenn sie diese überstehen, sind sie für mich Weltmeister. Ein kleines Land, das regelmässig zu grossen Turnieren fährt, vollbringt eine grandiose Leistung. Das sollten die Fans nicht vergessen, deren Ansprüche gern mal realitätsfern sind. Sie sollten zum südlichen Nachbarn blicken: Dort wären die Tifosi *molto felice*, wenn sie wenigstens dabei wären.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

Frieden durch Stärke

Von Urs Gehrig — Nach dem geglückten Gipfel in Singapur drückt sich die Welt um lobende Worte. Doch noch nie waren die Aussichten auf Frieden in Korea so verheissungsvoll. Dank Donald Trump. Der US-Präsident erinnert in seiner Sternstunde an Ronald Reagan.

Zuerst Flutlicht und Trommelwirbel – und dann das! Kim und Trump präsentieren in Singapur eine dürre Erklärung. Sie enthält nichts als Absichten. Statt eines Blitzfriedens steht ein zäher, langer Verhandlungsweg an. Der Teufel steckt im Detail. Und einen Zeitrahmen gibt es nicht.

War die grosse Trump-und-Kim-Show bloss Schall und Rauch?

Weit gefehlt. Allein die Tatsache, dass der Gipfel auf höchster Ebene abgehalten wurde, ist historisch einzigartig. Dass das Treffen dann auch in aufgeräumter Atmosphäre und Zuversicht ausklingt, bedeutet für alle, die sich aufrichtig um den Weltfrieden sorgen, eine grosse Erleichterung.

Kein US-Präsident hat im Umgang mit Nordkorea bisher mehr erreicht. Clinton nicht, Bush nicht, Obama nicht. Ausgerechnet Trump, geächtet und verhasst bei quasi allen Medien, ging hin und hat Geschichte geschrieben.

Wer an dieser Stelle mäkelte, wie dies manch ein Medium nun tut, es sei mit dem Treffen noch nichts Substanzielles erreicht, halte ein paar Sekunden inne und blicke zurück. Als US-Präsident Donald Trump sein Amt im Januar 2017 antrat, begrüßte ihn Kim mit einem Feuerwerk an Atomtestraketen. Ein Diktator im thermonuklearen Overdrive. Die Szenerie der folgenden Monate erinnerte an den «Rumble in the Jungle», den legendären Boxkampf zwischen George Foreman und Muhammad Ali in Kinshasa 1974.

Von Apokalypse war die Rede

Trump und Kim überboten sich mit psychologischen Spielchen und beleidigenden Sprüchen. Dass in Pjöngjang ein «Irrer» am Atomknopfsitze, damit schien man sich abgefunden zu haben. Aber als der neue US-Präsident in einen Krieg der Worte einstieg, schnappte der «zivilisierte» Westen über. Der blonde Berserker säe Wind und werde Sturm ernten. Von Apokalypse war die Rede.

Szenenwechsel: Singapur, letzten Dienstag. Statt zu einem grossen Fight trafen sich die beiden Streithähne zum gesitteten Direkttreffen am Verhandlungstisch. Anstelle eines blutigen Duells reichten sich die beiden nach einem diplomatischen Speed-Dating freundschaftlich die Hand.

Wer die Ereignisse in Singapur im Minutentakt verfolgte, kam nicht umhin, sich zu amüsieren. Kim reiste mit eigener Toilette an. Angeblich, damit Geheimdienste seine Exkre-

mente nicht analysieren konnten. Wie ein grosser Junge flanierte der Potentat aus dem Reich der Finsternis staunend durch die glitzernde Metropole. «Aufregung ist in der Luft», twittert Trump bei seiner Ankunft. Und plötzlich tauchte auch Dennis Rodman auf. Der exzentrische Don des Basketballs, der während Jahren als einziger Amerikaner den Kontakt zu Kim aufrechterhielt, liess seinen Emotionen freien Lauf. Er teilte gegen Obama aus, der Kim «nicht ernst» genommen habe, und lobte Trump für dessen Weitsicht. «Wir brauchen kein Wunder», schluchzte er auf CNN, «aber wir brauchen offene Türen, damit wir neu beginnen können.»

Als Kim und Trump endlich allein am Tisch sasssen, schienen sie von Rodmans Geist beseelet. Jedenfalls stiessen sie beim folgenden gemeinsamen Presseauftritt die Türen auf zu einer neuen Ära. In ihrer Erklärung hielten sie in vier knapp gehaltenen Punkten fest:

— Die USA und Nordkorea «verpflichten sich, eine neue gemeinsame Beziehung aufzubauen, um dem Wunsch beider Völker nach Frieden und Wohlstand zu entsprechen».

«Manchmal gehört es zur Kunst des Deals, dass du einen Gegner zur Schnecke machst.»

— Die USA und Nordkorea «werden ihre Kräfte vereinen, einen anhaltenden und stabilen Frieden auf der Koreanischen Halbinsel zu schaffen».

Im Koreakrieg 1950–1953 starben 3,5 Millionen Menschen. Der Waffenstillstand mündete nie in ein Friedensabkommen. Seit 65 Jahren herrscht in und um Korea kalter Krieg. Der Graben zwischen Nord- und Südkorea trennt das koreanische Volk länger und brutaler als die Mauer einst Deutschland. Der Krieg werde «bald enden», gab sich Trump zuversichtlich. Kim ergänzte: «Die Welt wird einen grossen Wandel erleben.»

— Die USA und Nordkorea «sichern einander zu, die sterblichen Überreste von Kriegsgefangenen und bisher Vermissten herauszugeben; die bereits Identifizierten werden unverzüglich repatriert».

Grundlage für eine Annäherung ist Vertrauen. Dies wird durch die Rückführung von Kriegsopfern gefördert. «Ich habe zahllose Anrufe und Brief erhalten, in denen Verwandte von Opfern um eine Lösung baten», so Trump

an der Pressekonferenz. «Ich habe heute Kim darum gebeten, und er hat zugesagt. Er beginnt mit dem Prozess umgehend.»

— «Nordkorea verpflichtet sich, auf eine vollständige nukleare Abrüstung hinzuwirken.»

Das ist der Dreh- und Angelpunkt der Vereinbarung von Singapur. Allerdings fehlen auf dem Papier zwei Schlüsselwörter: «überprüfbar» und «irreversibel». Dies war das gesteckte Ziel: «vollständige, überprüfbare und irreversible nukleare Abrüstung». Vor der Presse liess Trump keinen Zweifel daran, dass dies weiterhin oberste Priorität habe. Die komplette Abrüstung solle von «amerikanischen und internationalen» Inspektoren kontrolliert werden. Wie das im Detail geschehen soll, ist Gegenstand weiterer Verhandlungen. Noch hat Trump also nichts Konkretes in der Hand, aber «grundsätzlich» habe er «grosses Vertrauen» in Kim.

Kims einzige Lebensversicherung

Nüchternheit ist die grosse Schwester der Zuversicht. Sie mahnt: Dem Kim-Regime ist nicht zu trauen. 1993 hatte Kim Jong Uns Vater Kim Jong Il der Clinton-Regierung komplette Abrüstung versprochen, hat dann sein Wort gebrochen und insgeheim weiter aufgerüstet. Warum sollte das heute anders sein? Warum sollte Kim junior seine einzige Lebensversicherung aufgeben? Was dann geschieht, hat das Beispiel Gaddafi brutal vor Augen geführt: «Gibst du dein Atomprogramm preis, fällt dir Amerika samt Alliierten zum Dank in den Rücken.»

Auch schafft man Frieden nicht mit dem Zauberstab, sondern mit Sitzleder, in endlosen Verhandlungen. Hat Trump dazu Geduld? Ein Narr, wer darauf wettet.

Dennoch stimmt Trumps Nordkorea-Engagement optimistisch.

In seinem Vorgehen erinnert er an Ronald Reagan. Der Republikaner, als «Cowboy» verschrien, hatte in den 1980er Jahren gegen die Sowjetunion verbal und militärisch schweres Geschütz aufgeföhren und nannte sie das «Reich des Bösen». Dennoch scheute er sich nicht, im passenden Moment mit dem Erzfeind zu verhandeln. Wie einst Reagan mit Gorbatschow in Genf 1985 setzt Trump nun mit Kim in Singapur den Rahmen für einen Prozess. Wie Reagan baut er auf Tuchfühlung und Bauchgefühl. Sind sich zwei Potentaten im Direktkontakt sympathisch, können sie Vertrauen aufbauen. Wer sich persönlich vertraut, kann Grosses erreichen.



Diplomatisches Speed-Dating: Präsidenten Trump, Kim, am Dienstag in Singapur.

Anders als Clinton gibt Trump keine Vorschusslorbeeren. Wie Reagan baut er auf Frieden durch Stärke. «Die Sanktionen bleiben in Kraft», so Trump nach dem Gipfel. «Sie werden zurückgefahren, wenn wir sicher sind, dass die Atomwaffen nicht länger ein Faktor sind.»

Und dennoch hat Trump seinen ureigenen Stil. Seine Vorstellung von Stärke wurde im Baugeschäft von New York gestählt. Wer sein Duell mit Kim verfolgt, erinnert sich an Schlüsselsätze aus seiner Verhandlungsbibel «The Art of the Deal»: «Ich liebe es, in grossen Zügen zu denken.» «Das Beste, was du tun kannst, ist, aus einer Position der Stärke zu

verhandeln.» «Druck ist das beste Mittel der Stärke.» Und: «Manchmal gehört es zur Kunst des Deals, dass du einen Gegner zur Schnecke machst.»

Keine Frage, dass diese Strategie des Strassenkämpfers «little rocket man» an den Verhandlungstisch gebracht hat. Wird der unorthodoxe US-Präsident den «cleveren Führer», wie Trump Kim jetzt nennt, bis zum Frieden bringen? «Unmöglich», tönt es im Heer der Trump-Gegner von Brooklyn bis Berlin. Fast scheint man dort sein Scheitern herbeizusehen, bloss damit sich das zementierte Bild von «Trump dem Schrecklichen» bestätige.

Eines allerdings wird sich nach Singapur selbst der grösste Trumpophobiker in stiller Minute eingestehen: Der Mann, den man mit Wonne als Kriegstreiber und Hasardeur zur Hölle wünscht, sucht nicht den Krieg. Der Mann, der am G-7-Treffen in Kanada als Verräter verdammt wurde, kann auch anders. «Trump macht Diplomatie *great again*», titelt die amerikanische Zeitung *Politico*. Dies offen auszusprechen, käme für die meisten Europäer einer Mutprobe gleich. Aber lesen können sie es ja schon mal.

Mehr zum Thema: **Seite 42**

Personenkontrolle

Schawinski, Quadroni, Nay, Blum, Chen, Orbán, Barandun, Böhmermann, Erdogan, Riklin, Kipfer Fasciati, Mariolini, Maurer, Knauss, Borradori, de Magistris, Sixt

Roger Schawinski, Fels der Unbeirrbarkeit, erstaunte am Montagabend jene Teile der Fernsehnation, die seine SRF-Talksendung einschalteten. Gäste waren Adam Quadroni, der Whistleblower in der Unterengadiner Bauaffäre, und dessen Berater, alt Bundesrichter Giusep Nay. Schawinski gelang dabei das Kunststück, sämtliche Enthüllungen unerwähnt zu lassen, welche die *Weltwoche* und andere recherchierende Medien in letzter Zeit über das zweifelhafte Geschäftsgebaren von Quadroni publiziert hatten. Der Gipfel des offensichtlichen Versuchs, Quadroni die verlorene Unschuld wiederzugeben, war Schawinskis Dank an die beiden Gäste, dass sie sich den «zum Teil kritischen Fragen» gestellt hätten. So handzahn und butterweich war «Kritiker» Schawinski selten. (*gut*)

Roger Blum, Friedensrichter am Leutschenbach, hat in seiner Funktion als Ombudsman der SRG eine Beschwerde einer Privatperson gegen die Sendung «Ristretto» vom 10. April 2018 abgelehnt. Darin bezeichnete der Satiriker Simon Chen Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán als «Arschloch». Redaktionsleiterin Anina Barandun warf sich ebenfalls für den Satiriker in die Bresche. Dabei griff sie zu einer gewagten Argumentation: Anders als der deutsche Satiriker Jan Böhmermann, der den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan als «Ziegenficker» beschimpft hatte, habe Chen mit dem Wort «Arschloch» Orbán «nicht als Privatmann ins Visier» genommen, sondern als «streitbaren Staatsmann». Aha. (*gut*)

Kathy Riklin, selbsterklärtes Justizopfer, trug ein gereizt-beleidigtes Votum zur Debatte über die Selbstbestimmungsinitiative bei. Sie wolle eigentlich die Zeit nicht verlängern, hob die CVP-Nationalrätin ihre Rede an. Denn sie selber habe ihre Erfahrung «mit politischen Urteilen» gemacht: «Irgendwann einmal werde ich genauer darüber berichten, was ich persönlich hier im Kanton Bern erlebt habe.» Als «politisches Urteil» versteht Riklin ihre Verurteilung durch das bernische Obergericht zu einer bedingten Geldstrafe von zehn Tagessätzen und Kosten von 9750 Franken. Grund: Sie hatte Journalisten in der Wandelhalle des Bundeshauses Amtsgeheimnisse



Doppelmoral: Medienexperte Blum.



Butterweich: Journalist Schawinski.



Auf nach New York: Jurist Kipfer Fasciati.



«Politisches Urteil»: CVP-Nationalrätin Riklin.

aus dem Zürcher Universitätsrat zum Fall Mörgeli zugesteckt. Das Urteil gegen die geschwätzige Politikerin wurde übrigens unter dem Vorsitz eines SP-Richters gefällt und vom Bundesgericht vollumfänglich bestätigt. Was die seither vorbestrafte Parlamentarierin nicht sagte: Warum sie den Gang zum von ihr so verehrten Europäischen Menschengerichtshof unterliess. (*ww*)

Daniel Kipfer Fasciati, Noch-Bundesstrafrichter in Bellinzona, wird künftig nicht mehr vom Tessin, sondern vom Uno-Sitz in New York aus für Ordnung sorgen. Der Schweizer wurde vom Uno-Generalsekretär als unabhängige Ombudsperson ernannt. Er wird die Beschwerden jener Personen unter die Lupe nehmen, die geltend machen, sie seien zu Unrecht auf einer der Terroristen-Sanktionslisten der Uno aufgeführt. Die Schweiz hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Stelle der Ombudsperson vor ein paar Jahren geschaffen und der lückenhafte Rechtsschutz rund um die berüchtigten schwarzen Listen des Uno-Sicherheitsrats verbessert wurde.



E-Immobil: Autovermieter Sixt.

Der Posten war mehrere Monate vakant, die Neubesetzung wurde blockiert, was Befürchtungen aufkommen liess, der Uno-Sicherheitsrat wolle die Stelle faktisch beerdigen. Dem ist nun aber nicht so, wie die Ernennung von Kipfer Fasciati zeigt. Der Schweizer wird sein Amt demnächst antreten. (*fon*)

Nicoletta Mariolini, international Interessierte, weitet ihr Tätigkeitsgebiet über die Schweiz hinaus aus. Die vom Bundesrat ernannte Delegierte des Bundes für Mehrsprachigkeit, die ihr Amt seit 2013 bekleidet und dem Eidgenössischen Finanzdepartement von Ueli Maurer zugeordnet ist, will sich nicht mehr nur um die Probleme der Sprachminderheiten in der Schweiz kümmern und darüber wachen, dass auch Welsche und Italienischsprachige in der Bundesverwaltung in Kaderpositionen gelangen. Die Tessinerin richtet den Blick jetzt auf die Welt und beschäftigt sich mit einem Mehrsprachigkeits-Pilotprojekt des Bundes mit Kamerun, bei dem es um die Rechte der Sprachgruppen und um den sozialen Zusammenhalt im zen-

tralafrikanischen Land geht. Nach einem Arbeitsbesuch Mariolinis in Kamerun Anfang Jahr hat dieser Tage eine kamerunische Kommission der Schweiz einen Studienbesuch abgestattet. Man wäre nicht erstaunt, wenn Mariolinis Pilotprojekt bald noch auf weitere Länder ausgedehnt würde. (fon)

Markus Knauss, Hobby-Polizist und grüner Gemeinderat in Zürich, möchte den Planeten mit Verboten retten: Fahrverbote, Bauverbote, Atomverbot, Gentechverbot, Plastikverbot, Heizverbot oder Fleischverbot – die Liste grüner Visionen ist lang. Doch Knauss hat es allmählich schwer. So vieles ist im rot-grünen Zürich bereits verboten, und manchmal wehrt sich das Volk sogar gegen neue Verbote, etwa letzten Sonntag, als es ein von Knauss lanciertes Nutzungsverbot des Sechseläutenplatzes an der Urne ablehnte. Doch der umtriebige Grüne hat bereits Ersatz gefunden: Nach dem erfolgreichen E-Mobil-Rennen in Zürich fordert er jetzt ein Verbot solcher Veranstaltungen. Grünes E-Mobil-Verbot? Warum eigentlich nicht. (axb)

Marco Borradori, um den Ruf von Lugano besorgter Bürgermeister, verteidigt die Ehre seiner Stadt gegenüber seinem Amtskollegen aus Neapel, **Luigi de Magistris**. Dieser hatte gespottet, dass in Lugano alles perfekt funktioniere und dass deshalb die Selbstmordrate und der Konsum von Psychopharmaka in der Tessiner Stadt am höchsten seien. Neapel dagegen leide zwar unter enormen Problemen, doch schaffe man es, den Widrigkeiten des Lebens mit Ironie, Humor, Leidenschaft, Kultur und Würde zu begegnen. Nur wer leide, entdecke die Freude am Leben, philosophierte de Magistris. Dieses Bild einer perfekten, aber freud- und lustlosen Stadt wollte Borradori nicht so stehen lassen: Auch Lugano und seine Bewohner hätten Probleme, konterte der Lega-Bürgermeister. Man sei weit davon entfernt, eine glückliche Insel zu sein. (fon)

Erich Sixt, Milliardär und Autovermieter, schaut auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr zurück: 625 Millionen Euro Umsatz (plus 10 Prozent), märchenhafte Gewinnsteigerung von 37 auf 244 Millionen Euro (allerdings auch dank Verkauf von Beteiligungen). Trotzdem hadert der deutsche Unternehmer: Die 1000 Elektroautos in seiner Flotte (110 100 Fahrzeuge) seien «eine Katastrophe»; sie würden selten gebucht, blieben dauernd mit leeren Batterien auf der Autobahn liegen, rentierten nicht und seien ohnehin alles andere als ökologisch. «Wir haben die E-Autos nur, weil wir sie haben müssen», wettete Sixt. Er selber würde ein solches Fahrzeug höchstens auf Sylt mieten. Die längste Strecke, die man auf der topfebenen Nordseeinsel zurücklegen kann, beträgt 34,5 Kilometer. (axb)

Nachruf



«*Esperanto der Cuisine*»: Anthony Bourdain.

Anthony Bourdain (1956–2018) — Er war ein durchschnittlicher Koch, mit einer überdurchschnittlichen Begabung, Geschichten zu erzählen. Abgeschmeckt mit Liebe zu Nahrungs- und Genussmitteln in jeder Form sowie reichlich Interesse an fremden Ländern und ihren Bewohnern, kam dabei ein *food writer* heraus, der es mit den besten Schriftstellern aufnehmen konnte.

Anthony Michael Bourdain, geboren 1956 in New York, war ein Mittelstandskind. Der Schulabbrecher verbrachte einen Sommer in Cape Cod mit Herumhängen. Fand einen Gelegenheitsjob in einem Ausflugsrestaurant. Und dort, in der Küche, hatte Tony seine Erleuchtung: «Die Köche waren gekleidet wie Piraten: zerschlissene Kopftücher, blutverschmierte Schürzen, Kreolen an den Ohrläppchen. Sie regierten, sie waren Götter...» Also wurde er Koch. «Mein Problem war das Geld – ich verdiente zu gut. Ich hatte viel Spass. Es reichte immer für Drogen.»

Fünfzehn Jahre lang war er süchtig. Auch nach dem Rausch, der davon ausgeht, in einer Küche eng wie ein U-Boot mit fünf *illegal aliens* ohne Fremdsprachenkenntnisse mittags 200 und abends nochmal 250 Steaks zu braten, bevor die Gäste sich beklagen und abhauen können. ««Al dente», «Beignet», «Löschchen» – Küchenlatein. Vergessen Sie's», sagte er, als ich ihn im Steakhaus «Les Halles» in Manhattan, wo er Küchenchef gewesen war, befragte. Die Sprache der Köche sei eine andere: ««Wer ist der grössere Homo?» «Wessen Frau wird von welchem anderen Kerl gefickt?» Das ist das Esperanto der Cuisine.»

Und darauf fussten die Storys, die er zuerst erzählte, in seinem Bestseller «Geständnisse eines Küchenchefs». Später entwickelte er sich zum Reporter, der Länder und Leute anhand ihrer Speisen und Getränke erklären konnte. ««Niedriger Plastikhocker, billige, aber köstliche Nudeln, kaltes Hanoi-Bier.» So behalte ich Tony in Erinnerung.» Dies der Twitter-Kommentar von Barack Obama, in welchem er sich auf ein Zitat von Bourdain bezieht. «Er brachte uns viel über Essen bei – aber noch wichtiger, auch über dessen Fähigkeit, uns zusammenzubringen.» Der Präsident war in Bourdains TV-Sendung aufgetreten; die beiden sprachen über Essen und Getränke aus Vietnam – und über das vietnamesisch-amerikanische Verhältnis.

Anthony Bourdain beendete letzte Woche sein Leben *en route*, im Hotelzimmer einer Kleinstadt im Elsass, während Dreharbeiten für seine Sendung «Parts Unknown». Er war zweimal verheiratet und hinterlässt eine 11-jährige Tochter. *Mark van Huisseling*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Nachfolge: Mit richtigen Partnern frühzeitig planen

ab Montag, 18. Juni 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 25. Juni 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Auf Schleuderkurs.

Politik

Der Staat kann's nicht

Von Florian Schwab — Eine Spur von Pleiten, Pech und Pannen durchzieht die bundeseigenen Betriebe. An der Wurzel des Übels steht deren politische Verfilzung und das Geschacher um das Geld des Steuerzahlers. Als Unternehmer taugen Beamte wenig.

Nicht eine «fehlerhafte Organisation des Konzerns», sondern «kollektives menschliches Versagen» habe zur unrechtmässigen Buchungspraxis im Post-Konzern geführt. So lautet das Fazit des Gutachtens, das Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller (CVP) in Auftrag gegeben hat. Man kann es als Beruhigungspille für die Öffentlichkeit auffassen. «Ein an sich funktionierendes System» sei durch ein paar Übeltäter ausgenutzt worden, die nun zur Verantwortung gezogen würden.

Die Tatsachen, die den Skandal ausgelöst haben, sind bekannt. Die Postauto AG, eine Toch-

tergesellschaft der Schweizerischen Post, hat im untersuchten Zeitraum zwischen 2007 und 2015 etwa 100 Millionen Franken an Subventionen für den öffentlichen Nahverkehr erschlichen. Überraschend an den am Montag veröffentlichten Untersuchungsberichten: wie tief die leitenden Organe des Unternehmens in den Fall verstrickt waren, wie detailliert sie Bescheid wussten. Die Gutachter schlüsseln minutiös auf, wie oft an welcher Stelle die Warnlampen über die unrechtmässige Buchungspraxis aufgeleuchtet haben. Geschäftsleitung und Verwaltungsrat wussten

seit Jahren Bescheid und ergriffen aktiv Massnahmen zur Verschleierung. Auch das Bundesamt für Verkehr (BAV), die Aufsichtsbehörde über den inkriminierten Geschäftsbereich, wurde 2013 vom Preisüberwacher auf Unregelmässigkeiten aufmerksam gemacht. Es liess die Hinweise versenden.

Heiligenschein als nationales Symbol

Selbstverständlich wird der jetzt vorgestellte Massnahmenkatalog verhindern, dass sich die Falschbuchungen bei der Postauto AG wiederholen. Doch deren tiefere Ursachen werden

dadurch nicht beseitigt, fürchtet alt Bundesrat und Unternehmer Christoph Blocher (SVP). Das Grundproblem sei nämlich nicht ein «kollektives menschliches Versagen», wie die Gutachter schreiben, sondern der Heiligenschein als nationales Symbol, den vor allem staatliche Unternehmen wie die Post trügen. Die daraus entstehende Unantastbarkeit schaffe eine «politische Verflechtung an der Spitze» und sei der «Boden für Filz».

Dass Post-Präsident Urs Schwaller (CVP) und die für die Post zuständige Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) jede Verantwortung von sich weisen, sieht Blocher als Beweis dafür, dass der «Ungeist der Verantwortungslosigkeit» trotz dem Skandal weiter durch die Postfilialen weht. Er verweist auf ein in der Privatwirtschaft ehernes Führungsprinzip, nach dem die Schuldfrage – wer hat was wann gewusst oder unterschrieben? – für die Verantwortung unerheblich sei. Wer als Aufsichtsorgan von Missständen nichts mitbekommt, hat ebenfalls versagt und muss die Konsequenzen ziehen. «Für das, was in meinem Bereich passiert, bin ich immer verantwortlich.»

Grübel trat sofort zurück

In der Privatwirtschaft fallen einem dazu viele Beispiele ein: Im aktuellen Raiffeisen-Skandal trat Verwaltungsratspräsident Johannes Rüegg-Stürm zurück und löste zumindest in diesem Aspekt die Erwartungen an ihn als Professor am Institut für Systemisches Management und Public Governance an der Uni St. Gallen ein. Als im Jahr 2011 der Verdacht auftauchte, beim Hörgerätehersteller Sonova hätten Manager Insiderdelikte begangen, trat der kürzlich verstorbene Andy Rihs unter Hinweis auf seine Verantwortung als Verwaltungsratspräsident zurück. Die Vorwürfe erwiesen sich später als strafrechtlich irrelevant. Und als der Börsenmakler Kweku Adoboli in London Milliarden verbrannte, gab Oswald Grübel selbstverständlich seinen Abschied als UBS-Konzernchef.

Das zweite zentrale Problem sieht Blocher darin, dass die Politiker «ihre» Firmen gerne als finanzielle Melkkuh betrachten und von ihnen hohe Gewinne zugunsten des Staatsbudgets erwarten. Umgekehrt schätzen die Staatskonzerne den Bund mit seinen Subventionen als attraktive Geldquelle. Im Ergebnis führt dies zu einer ungesunden Spirale. Die Manager in den staatlichen Firmen, deren Lohn teilweise vom finanziellen Ergebnis ab-



Unternehmer Blocher.

Wer hat was wann gewusst oder unterschrieben?

Jahre ein zusätzlicher Batzen winkt.

Von hochtrabenden betriebswirtschaftlichen Expansionsplänen kann auch die Swisscom ein Lied singen. Sofort nach der Unabhängigkeit, also nach der Aufspaltung der ehemaligen PTT in Post und Swisscom im Jahr 1998, verfolgten Präsident Markus Rau und CEO Jens Alder eine ambitionierte Auslandstrategie. Mit Debitel in Deutschland verlor das Schweizer Telekommunikationsunternehmen zwischen 1999 und 2004 insgesamt 3,3 Milliarden Franken. Konsequenzen an der Spitze hatte das Debakel nicht. Erst als der Bundesrat zwei Jahre später die Auslandabenteuer unter tatkräftiger Mitwirkung Blochers beendete, indem er die Übernahme der irischen Eircom verbot, verliessen Alder und Rau unter Protest das Unternehmen. Freiwillig. Später kam ans Licht, dass Rau kurz vor Bekanntwerden dieses Bundesratsentscheids auf fallende Swisscom-Kurse spekuliert und mit entsprechenden Finanzprodukten erhebliche Gewinne eingefahren hatte.

2007 erwarb die Swisscom dann für 6,9 Milliarden Franken das italienische Telekomunternehmen Fastweb. Vier Jahre später musste der Wert der Beteiligung um 1,3 Milliarden Franken berichtigt werden. CEO Carsten Schloter und Präsident Hansueli Loosli blieben in Amt und Würden.

Die Swisscom ist ein Paradebeispiel für ein Unternehmen, das die Politik als Cashcow entdeckt. In seiner Zielvorgabe erwartet der Bundesrat eine Gewinnausschüttung, die «mit ausländischen Telekomunternehmen vergleichbar» ist. Konkret bedeutet dies, dass dem Bund aus dem Konzerngewinn von 2017 über 500 Millionen Franken an Dividende zufließen – ein statt-

hängt, sehen sich mit den Gewinnerwartungen des Staats konfrontiert und gehen erfinderisch bis betrügerisch vor, um den Unternehmenserfolg durch Subventionen aufzubessern. Zusammen mit der erwähnten politischen Verfilzung ist dies eine explosive Mischung.

Ähnliche Mechanismen seien auch bei Postfinance zu beobachten, so Christoph Blocher. Die seit Jahren dauernden Bestrebungen, diese zu einer vollwertigen Bank zu machen, würden dazu führen, dass der Steuerzahler das Risiko trägt, während den Politikern für einige

licher Batzen, den Bundesrat und Parlament auch für die kommenden Jahre wiederkehrend fix einplanen. Von Zeit zu Zeit brummt die Wettbewerbskommission (Weko) der Swisscom eine Millionenbusse auf, welche dazu führt, dass der Mehrheitseigentümer Bund in seiner Rolle als «Polizist» noch mehr Geld bekommt.

Architekt der Verfilzung

Geht es nicht um finanzielle Interessen, sondern darum, ein politisches Prestigeobjekt zu verteidigen, dann scheint die Swisscom hingegen immun gegen den Zugriff der gestrengen Wettbewerbshüter. Als die Weko über den von Bundesrätin Leuthard gewollten Zusammenschluss von Ringier, SRG und Swisscom im Werbevermarkter Admeira zu befinden hatte, kippte sie den negativen Entscheid ihrer eigenen Fachleute und gab grünes Licht.

Müsste man einen Architekten benennen für die heillose Verfilzung der Staatsbetriebe, so wäre dies Ulrich Gygi (SP). 1998 orchestrierte er als Vorsteher der Eidgenössischen

Finanzverwaltung die Teilprivatisierung der PTT und amtierte dann von 2000 bis 2009 als Chef der Schweizerischen Post. In seiner Amtszeit begannen die Finanzmanipulationen bei der Postauto AG. Danach wechselte Gygi als Präsident zu den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB); seit seinem Rücktritt 2016 ist er beruflich mit Furrerhugi verbunden, der staatsnahen Berner PR-Agentur.

Kurz nach dem Antritt des Präsidiums bei den Bundesbahnen hatte Gygi gesagt, man wolle «mehr als Unternehmen wahrgenommen werden, Ertragskraft und Gewinn sind nötig». Schon seit je waren die

SBB aus Sicht des Bundes vor allem ein Subventionsempfänger. Zu den jährlichen Beiträgen von rund zwei Milliarden Franken kamen, wie auch bei der Post, wiederholt Milliardenzahlungen zur Stützung der Pensionskasse. Währenddessen staute sich beträchtlicher Investitionsbedarf bei der Infrastruktur auf.

Wie derzeit die Post, so hat auch der bundeseigene Rüstungsbetrieb Ruag unter CEO Urs Breitmeier mit Führungsproblemen oder gar mit der Staatsanwaltschaft zu kämpfen. Im März wurde ruchbar, dass ein Kadernmann der Ruag über Jahre unter der Hand Munition in Russland verkaufen konnte. Weiter ist das Unternehmen in einen Fall verwickelt, der Parallelen zur Postauto-Entgleisung aufweist. Die Ruag soll der Armee überhöhte Preise verrechnet haben. Als die Eidgenössische Finanzkontrolle im Jahr 2016 auf diesen Verdacht stiess, erstattete sie Strafanzeige. Seither ermittelt Bundesanwalt Michael Lauber. Auch nach dem Postauto-Skandal halten die Staatsbetriebe die Öffentlichkeit auf Trab. ○



Ruag-CEO Breitmeier.

Auch die Ruag ist in einen ähnlichen Fall verwickelt.



Ex-Post-Chef Gygi.

Ulrich Gygi: «Ertragskraft und Gewinn sind nötig.»



Muss es gewusst haben: Verkehrsministerin Leuthard.

Postauto-Skandal

«Kollektiv» heisst Filz

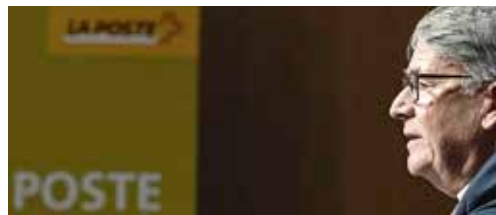
Von Christoph Mörgele — Der Bericht zum Subventionsbetrug der Postauto AG endet beim Verantwortungsbereich von Doris Leuthard und Urs Schwaller. Das ist nicht die versprochene «volle Transparenz».

Eine CVP-Bundesrätin ernennt einen ehemaligen CVP-Regierungsrat zum Präsidenten der Eidgenössischen Postkommission. Und einen ehemaligen CVP-Ständerat zum Post-Präsidenten. Letzterer veranlasst eine Untersuchung im Auftrag seines Verwaltungsrates. Und siehe, es geschieht ein Wunder: Die CVP trifft keine Schuld. Denn die untersuchte Periode endet vier Monate vor jenem Zeitpunkt, als besagter Ständerat Urs Schwaller das Post-Präsidium übernahm. Und in die Nähe der seit acht Jahren verantwortlichen Departementschefin Doris Leuthard wagen sich die Berichte erst gar nicht vor. Die Regulierungsbehörde Postcom unter Hans Hollenstein bleibt stumm. Der Brandherd endet unmittelbar vor den Füßen des christlich-demokratischen Trios.

Danach lieferte das sich blind vertrauende gemischte Doppel Leuthard/Schwaller eine lebhafteste Verteidigung ihrer selbst. Gewissermassen als Opferlamm führten sie die Post-Chefin Susanne Ruoff auf die Schlachtbank, deren unfreiwilliges Scheiden Urs Schwaller nicht genug betonen konnte. Dabei musste Ruoff in einem Betrieb zwangsläufig scheitern, dem Gewinne verboten und von dem gleichzeitig Gewinne erwartet wurden. Die Ärmste wollte gewiss nicht betrügen, aber in ihrer staatlichen Scheinwirtschaftswelt Unternehmerin spielen. Die letzte Verantwortung am Skandal aber tragen andere.

Er sei erschüttert, versicherte Schwaller, den Blick gen Himmel gerichtet, «mit welcher Energie die Postauto AG ihre Buchhaltung manipulierte, systematisch Gewinne verschleierte und dadurch überhöhte Subventio-

nen kassierte». Sämtliche Kontrollmechanismen hätten über Jahre versagt, bekräftigte er, ohne auf sein eigenes Versagen einzugehen. Doch nach dem Willen von Sanierer Schwaller soll jetzt kein Stein auf dem andern bleiben: Die gesamte achtköpfige Geschäftsleitung der Postauto AG wird in die Wüste geschickt. Dies gilt selbstverständlich nicht für den Beirat, denn dort sitzt CVP-Nationalrat Marco Romano; auch der frühere CVP-Ständerat Peter Bieri nahm Lohn als Lobbyist der Postauto AG.



Blick gen Himmel: Post-Präsident Schwaller.

Bundesrätin Leuthard wies jeden Verdacht von CVP-Netzwerken weit von sich. Urs Schwaller werde im Untersuchungsbericht überhaupt nicht erwähnt. Wie denn auch? Das Expertengutachten endet exakt 2015; Schwaller trat sein Amt Ende April 2016 ab. Die illegalen Umbuchungen waren damals noch in vollem Schwange.

Ahnungslose nicht ahnungslos

Die am Montag vorgestellten Berichte zeigen auf, dass die unrechtmässig gebuchten Zahlungen «einem Personenkreis von beträchtlicher Grösse bekannt gewesen» ist. Dabei orten die Untersuchenden ein «kollektives menschliches Versagen». Dieser Rückgriff

auf einen schwammigen, diffusen Soziologienbegriff ist bezeichnend. Wenn wie im Postauto-Skandal betrogen und falschgebucht wird, gibt es konkrete Taten und konkrete Täter. Und es herrscht eine unteilbare Verantwortung mit entsprechenden Ver-

Gewissermassen als Opferlamm wurde die Post-Chefin Ruoff auf die Schlachtbank geführt.

antwortungsträgern. Wenn nun die Berichte mit dem Begriff «Kollektiv» hantieren, setzen sie die Postauto-Betriebe auf dieselbe Stufe wie seinerzeit die volkseigenen Betriebe in DDR und UdSSR.

Noch naheliegender ist allerdings, dass das «kollektive menschliche Versagen» nichts anderes beschreiben soll, als einen undurchdringbaren, entpersonalisierten Filz in unserer Post, wo jeder in vorauseilendem Gehorsam den Wunsch des andern erfüllte – auch wenn man gegen Gesetz und Recht versties. Der Bundesrat will jedenfalls dem Post-Verwaltungsrat für 2017 keine Entlastung erteilen beziehungsweise den Postauto-Bereich explizit ausklammern. So hängt das Damoklesschwert von späteren rechtlichen Konsequenzen durch den Bund weiterhin über sämtlichen Mitgliedern des Gremiums. Urs Schwaller steht als Post-Präsident ohne Décharge da und hat nur noch eingeschränkte Handlungsfreiheit. Das Holdingkonstrukt Impresa wurde Anfang 2016 zum Verdecken der Gewinne gegründet. Es funktionierte nach Schwallers Amtsantritt noch längere Zeit munter weiter. Auch darum muss der Aufsichtsversager raschestmöglich seinen Sessel räumen, wenn er – wie er grossspurig verkündet hat – das Vertrauen restlos wiederherstellen will.

Auch die Verkehrsministerin hat wohl mehr gewusst, als sie heute zugibt. Am 26. November 2012 kam es nämlich zu einem Spitzentreffen von Finanzdepartement, Uvek, Post, Postauto AG und Bundesamt für Verkehr. Ganz zweifellos ging es dabei um problematische Postauto-Buchungen. Im Protokoll wurde festgehalten, dass «der Eigner Bund (Uvek/EFV) sowie der Besteller Bund (BAV) [...] sich einig [sind], dass eine branchenübliche Rendite im abgeltungsberechtigten Verkehr gleich null ist». Mit anderen Worten: Es dürfe im subventionierten öffentlichen Verkehr keine versteckten Gewinne geben. Diese Haltung wurde der Post und der Postauto AG «mitgeteilt und protokolliert». Der Generalsekretär des Uvek hiess damals Walter Thurnherr (CVP) und hat seiner Departementsvorsteherin so wichtige Geschäfte zweifellos rapportiert. Der heutige Kanzler der Eidgenossenschaft muss von den Unregelmässigkeiten ebenso gewusst haben wie seine Chefin Doris Leuthard. ○

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:



Im Dickicht der Emotionen

Von René Lüchinger — Mit dem erzwungenen Rücktritt der Post-Chefin Susanne Ruoff haben die Betrügereien rund um die Postauto AG ein prominentes Opfer gefordert. Interne und externe Heckenschützen, Gegner des digitalen Umbaus der Post, haben ihren Sturz begünstigt.



Digitale Rundum-Erneuerung: gefallene Post-Managerin Ruoff.

Am Schluss, als nichts mehr zu gewinnen war, beendete vergangenen Freitag eine neunzeilige Pressemitteilung nach 2106 Tagen die Karriere von Susanne Ruoff bei der Schweizerischen Post. Die Konzernchefin übernehme die Gesamtverantwortung für die Betrügereien bei der Postauto AG, die den Steuerzahler, soweit bekannt, mindestens 100 Millionen Franken gekostet haben. Sie trete zurück, hiess es dort, und wolle sich «persönlich entschuldigen». Starke Worte, wie sie strauchelnden Konzernchefs, zumal männlichen, praktisch nie über die Lippen kommen. Selbstbewusste Worte auch, die auf persönliche Handlungsfreiheit schliessen liessen.

Dieser Eindruck hielt freilich nur ein paar Stunden. Als Post-Präsident Urs Schwaller am Montag vor die Presse trat, wurde rasch klar, dass der Post-Verwaltungsrat der Konzernchefin das Vertrauen längst entzogen hatte – es war ein Rücktritt, der kein freiwilliger mehr war. Die Episode zeigt aber auch: Susanne Ruoff war in ihrer Zeit beim Staatsbetrieb im Grunde stets ein Fremdkörper geblieben. Als sie im Jahre 2012 als erste Frau auf dem Chefessel des gelben Riesen Platz genommen hatte, titelte die *Berner Zeitung*: «Die neue Chefin des <Macho-Clubs>». Wie das zu verstehen ist, erfuhr sie bereits am Tag ihrer Ernennung. Der damalige Post-Präsident Peter Hasler nannte

die neue Konzernchefin gönnerhaft «eine Perle» und erklärte sie flugs zur ehemaligen Skirennfahrerin in der Junioren-Nationalmannschaft – eine Ente. Der starke Mann im Aufsichtsgremium und die Frau auf der Kommandobrücke der Post kannten sich bereits aus Haslers Zeiten als Arbeitgeberpräsident.

Neuer Führungsstil

Susanne Ruoff hatte in dem «byzantinischen Post-Konzern» angedockt, wie die *Bilanz* einmal urteilte. Mit dem Präsidenten Hasler an der Spitze, der sie portiert und mit der Umwandlung der Post in eine Aktiengesellschaft gleichzeitig die Machtverschiebung von der

Konzernleitung in Richtung Verwaltungsrat betrieben hatte. So gesehen, ist es wohl kein Zufall, dass Bundesrätin Doris Leuthard dem Vorgänger von Urs Schwaller Anfang Woche im Zusammenhang mit dem Postauto-Beschluss keinen Persilschein ausstellen wollte. Möglicherweise weiss der Ex-Präsident mehr, als er bislang zugeben mochte. Und Ruoff hat sicherlich nie gelogen, aber auch nicht reagiert: Als im August 2013 die interne Revision die Post-Spitze auf illegale Kostenumbuchungen zu Lasten des öffentlich finanzierten Verkehrs aufmerksam machte, standen Hasler wie Ruoff auf dem Verteiler dieser als vertraulich klassifizierten Information.

Ruoff war damals gerade einmal elf Monate im Amt und hat dem nicht die nötige Beachtung geschenkt. Es kann für sie nicht einfach gewesen sein, in diesem Staatsbetrieb ihren Platz zu finden, der zu jener Zeit in seinem Kerngeschäft zu einem guten Teil noch Briefe und Pakete befördert und Briefmarken verkauft hat. Die Teppichetage war mehrheitlich noch von alten männlichen Post-Kämpfern bevölkert, und Einzelne von ihnen hatten sich selber durchaus bereits in der Position des obersten Post-Chefs gesehen. Und Ruoffs Vorgänger waren machtbewusste Alphas wie Ulrich Gygi oder Jürg Bucher gewesen. Da war der partizipative Führungsstil der Neuen, der auf die gängigen Insignien der Macht weitgehend verzichtete, für alle Beteiligten im Berner Post-Headquarter ziemlich gewöhnungsbedürftig.

Zweite Karriere

Susanne Ruoff kam aus einem ganz anderen Stall. Später als andere ging sie in die Privatwirtschaft, absolvierte zunächst ein pädagogisches Grundstudium und arbeitete sieben Jahre lang als Primarschullehrerin – erst dann erwarb sie ein MBA-Diplom an der Universität Freiburg. Thema der Abschlussarbeit: «Job Sharing und Teilzeit auf Management-Ebene in der Schweizerischen IT- und Telekommunikationsindustrie», die sie bei Norbert Thom, dem führenden Ökonomen für Organisationslehre und Personalwesen, einreichte. Sie engagierte sich in Frauennetzwerken und fand in der IT das Thema für eine zweite Berufskarriere. Bei IBM Schweiz stieg sie über zwei Jahrzehnte bis in die Geschäftsleitung empor, wurde schliesslich Länderchefin der Schweizer Niederlassung des Telekommunikationsdienstleisters British Telecom (BT) mit



Ehemaliger Post-Präsident Hasler.

Peter Hasler nannte die neue Konzernchefin gönnerhaft «eine Perle».

rund 450 Millionen Franken Umsatz und 210 Mitarbeitern. Eine respektable Karriere zweifellos.

Bei der Post fasste sie jedoch eine weit grössere Aufgabe. Sie sollte einen Acht-Milliarden-Konzern mit grossem Beharrungsvermögen in die digitale Zukunft führen. Kein leichtes Unterfangen. Im Inneren des gelben Kolosses standen sich Privatisierungsideologen und Service-public-Dogmatiker unversöhnlich auf den Füssen herum. Draussen im Lande waren die Kunden, die jede noch so kleine Einschränkung des traditionellen Post-Angebots als persönliche Beleidigung aufzufassen pflegten. Gewerkschafter, die jeden mit dem digitalen Umbau verbundenen Personalabbau als ungehörig geisselten. Lokalpolitiker, die sich bei jeder betriebswirtschaftlichen Kenntnis als unverwundliche Poststellenschützer zu profilieren suchten. Konsumentenschützer, die den Service public um fast jeden Preis hochhalten wollten.

In dieses emotional durchtränkte Dickicht gegenläufiger Interessen begab sich Susanne

Ruoff hinein. Sie tat es so, wie es ihre Art ist: fokussiert, pragmatisch, technokratisch. Der Befund ist eindeutig: Die Anzahl adressierter Briefe ging seit 2013 um über 200 000 auf leicht über zwei Millionen zurück. Geldgeschäfte am Postschalter sind rückläufig, während Online-Dienstleistungen immer stärker zulegen. Das hat Konsequenzen: «Post streicht mehr als jede dritte Filiale, in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern soll jede zweite Poststelle verschwinden», titelte der *Blick* im Juni 2017. Der

öffentliche Aufschrei war gross. Gleichzeitig beschert der boomende Online-Handel der Post steigende Mengen von mittlerweile 129 Millionen Paketen im Jahr 2017. Vor diesem Wandel schälte Susanne Ruoff in den vergangenen Jahren aus der alten analogen Post eine neue digitale heraus, die nun langsam sichtbar wird. Es gibt mittlerweile ein E-Post-Office, SMS-Briefmarken, ein digitales

Post-Portal und «pick@home»-Dienstleistungen, eine Postfinance-App sowie eine Twint-App für digitales Bezahlen.

Dann kam der Betrug innerhalb der Postauto AG ans Licht, erwischte die Post-Chefin wohl auf dem linken Fuss und mitten in der von ihr angezettelten digitalen Rundumerneuerung der Post, die für Traditionalisten

einer Revolution gleicht. Sie schreibt in ihrem öffentlich gemachten Statement zu ihrem Rücktritt: «Es ist eine grosse Herausforderung, als Chefin des drittgrössten Konzerns der Schweiz mit 60 000 Mitarbeitenden in sämtlichen Bereichen im richtigen Moment eingreifen zu können.» Der Ärger über diese Unterlassung ist freilich auch nicht zu überlesen.

«Ein Argument mehr»

Dieser Sündenfall verdichtete sich in den letzten Wochen Susanne Ruoffs als Post-Chefin zu einer Läh-

mung bis zur Handlungsunfähigkeit. Im Inneren der Post verfügte sie über keine solide Machtbasis, und als neuer Verwaltungsratspräsident amtierte mit Urs Schwaller ein Politiker, der sich smart von vergangenen Verfehlungen abzusetzen wusste. In der Politik hatte sich Susanne Ruoff mit ihrem Umbau zahlreiche Feinde geschaffen. Mehr noch: Der Postauto-Skandal wird von linken Parlamentariern politisch ausgeschlachtet, um Ruoffs Projekt des digitalen Umbaus der Post zu torpedieren. So setzte die Thurgauer SP-Nationalrätin Edith Graf-Litscher die Unterstellung in die Welt, die Post könnte auch das Geschäft am Postschalter mit buchhalterischen Kniffen schlechtgerechnet haben. Diese Breitseite gegen Ruoff begründet die Sozialdemokratin so: «Damit sie bei Poststellenschliessungen ein Argument mehr zur Hand hat.»

Diese Episode zeigt: Der Rücktritt war nach dem Auffliegen des Postauto-Skandals für Susanne Ruoff die einzig mögliche Option, auch wenn es «keinerlei Beweise» gebe, «dass sie von dieser Praxis Kenntnis hatte», wie die scheidende Konzernchefin vergangenen Freitag noch einmal festhielt. Sie wäre angreifbar geblieben, zum Spielball politischer Interessen geworden. Dass Susanne Ruoff auch vergangenen Montag nicht mehr vor die Presse treten und sich erklären durfte, wie sie das eigentlich gewünscht hatte, hat ein Mann entschieden. Urs Schwaller, der Präsident, wollte die Akte Ruoff bei der Post offensichtlich für immer ohne weitere Verzögerung schliessen.



SP-Nationalrätin Graf-Litscher.

In der Politik hatte sich Susanne Ruoff zahlreiche Feinde geschaffen.



Vorherrschaft: Bundesrat, 1999, mit den vier Juristen Couchepin (l.), Cotti (2.v.l.), Koller (4.v.r.) und Leuenberger (r.).

Essay der Woche

Plädoyer für einen ungeliebten Berufsstand

Von Katharina Fontana — Lange Zeit haben die Juristen die Landesregierung dominiert, bald könnten sie gar nicht mehr vertreten sein. Das wäre wirklich bedauerlich.

In der Landesregierung werden demnächst zwei Sitze frei. Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann haben beide ihren Rücktritt angekündigt. Während Letzterer gegen Ende 2019 dem Bundesrat den Rücken kehren will, gefällt sich Erstere darin, die Öffentlichkeit hinzuhalten und die obligate Frage jedes Interviewers, wann sie denn nun ausscheide, mit einem trockenen «Wenn es so weit ist» zu beantworten. An willigen Kandidatinnen und Kandidaten aus der CVP und der FDP für die Nachfolge fehlt es jedenfalls nicht, und an klaren Wünschen, was der oder die Neue – neben der richtigen Parteizugehörigkeit – mitbringen muss, auch nicht.

Jeder kann

Fest steht: Es müssen Deutschschweizer sein, da die welsche und die italienische Schweiz mit drei Sitzen gut bedient sind. Für die einen hat es darüber hinaus unbedingt eine Frau zu

sein, für die anderen steht ausser Frage, dass nun die Ostschweiz zum Handkuss kommen muss – auch wenn die Angehörigen aus anderen Kantonen, die nicht zu den üblichen Platzhirschen im Bundesrat zählen, diese Ansprüche etwas frech finden mögen. Bei den Wahlen kaum mehr zu reden gibt die Konfession der Bewerber. Und ein Punkt scheint überhaupt keine Rolle zu spielen: der Beruf. Welchen Rucksack das neue Regierungsmitglied mitbringen soll, was es gelernt hat, scheint Hans was Heiri zu sein: Landesmutter und Landesvater kann jeder werden.

Schauen wir die jetzige Landesregierung an: Sie setzt sich zusammen aus einer Juristin (Doris Leuthard), einer Pianistin (Simonetta Sommaruga), einem Buchhalter (Ueli Maurer), einem Wirtschaftswissenschaftler (Alain Berset), einem Elektrotechniker und Unternehmer (Johann Schneider-Ammann), einem Weinbauern (Guy Parmelin) und einem Arzt

(Ignazio Cassis). Das sind alles ehrenwerte Ausbildungen und Tätigkeiten, an denen es nichts auszusetzen gibt. Und doch ist der Unterschied des heute so bunt zusammengesetzten Bundesrates zur Landesregierung der früheren Zeiten unverkennbar. Denn der Berufsstand der Juristen, der früher der dominierende war, könnte bald vollständig fehlen. Es war Leuthard, die in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* kürzlich auf diesen Punkt aufmerksam machte: Sie sei im Moment die einzige Juristin. «Wenn es gar keine Juristen mehr hat, fehlt im Bundesrat dieses Know-how.» Und nicht nur dort: Auch in der Bundeskanzlei tummeln sich heute alle möglichen Professionen. Bundeskanzler Walter Thurnherr ist Physiker, die beiden Vizekanzler gehören ebenfalls nicht dem juristischen Berufsstand an.

Ein Blick auf die Lebensläufe der bisher 117 Bundesrätinnen und Bundesräte zeigt eine

Konstante: Die ganz grosse Mehrheit, nämlich 102, waren an einer Universität, und 70 der Landesmütter und Landesväter machten einen Abschluss in Rechtswissenschaften. Die Vorherrschaft der Juristen dauerte während Jahrzehnten an, laut Urs Altermatts biografischem Lexikon «Die Schweizer Bundesräte» gab es gar Zeiten, da die Landesregierung eine reine Juristenkammer bildete. Lange galt dabei das ungeschriebene Gesetz, dass das Justizdepartement in den Händen eines Juristen sein müsse. Seit 1848 kam es zu lediglich drei kurzen Zwischenspielen mit dem Arzt Adolf Deucher, dem Architekten Josef Anton Schobinger und dem Agronomen Friedrich Traugott Wahlen. Simonetta Sommaruga ist die erste Nichtjuristin, die das Departement nun schon seit bald acht Jahren führt.

Trocken, rechthaberisch, mühsam

Viele dürften den politischen Niedergang der Juristen nicht als Verlust empfinden, was verständlich ist. Juristen zählen nicht unbedingt zu den sympathischsten Berufsgruppen, sie gelten als trocken, rechthaberisch und mühsam. In der jüngeren Vergangenheit darf man hier an den St. Galler Kurt Furgler denken, dem Zeitgenossen zwar eine stupende Intelligenz attestierten, der die Leute aber bei weitem nicht so für sich einnehmen konnte wie der gelernte Heizungsmonteur Willi Ritschard, der zur gleichen Zeit wie Furgler in der Landesregierung sass. Überhaupt schwingen die wenigen Nichtakademiker im Bundesrat punkto Popularität obenauf. Neben dem Solothurner Ritschard war auch der Berner Adolf Ogi, Handelsschüler, in der Bevölkerung sehr beliebt, und fast einzigartig populär war der Berner Landwirt Rudolf Minger, der über eine bloss bescheidene Bildung verfügte.



Selten populär: Bauer und Bundesrat Minger, 1938.

Klar ist, dass ein Bundesrat nicht in erster Linie Rechtswissen braucht, um Erfolg zu haben, sondern gesunden Menschenverstand, Durchsetzungsvermögen und Schlauheit. Und dennoch möchten wir hier den Juristen ein Kränzchen winden. Denn ein Politiker mit juristischem Hintergrund hat durchaus gewisse Startvorteile im Bundesratsamt, namentlich beim Auftritt gegenüber der Bundesverwaltung, in der teils sehr von sich über-

Es ist ein Vorteil, wenn sich ein Bundesrat vom Hausjuristen nicht alles erklären lassen muss.

zeugte, hochdekorierte Rechtsgelehrte arbeiten, aber auch gegenüber den Parlamentariern, unter denen es ausgefuchste Juristen gibt. Es geht um Waffengleichheit. Auch wenn ein Bundesrat nicht in allen Rechtsgebieten gleich gut bewandert sein kann und nicht jede noch so vertrackte Vorlage bis zum

letzten Komma durchdringen mag, ist es schon einmal ein Vorteil, wenn er sich von seinen Hausjuristen nicht alles und jedes erklären lassen muss, sondern die Rechtsordnung selbständig rauf- und runterdeklinieren kann.

Was zählt, ist das Argument

Doch es geht nicht einmal in erster Linie um das juristische Handwerk, den juristischen Sachverstand an sich, sondern um die Einstellung gegenüber dem Recht. Nichtjuristen neigen dazu, sich bei rechtlichen Fragestellungen schnell verunsichern zu lassen; sie bewegen sich wie auf Glatteis. Nichtjuristen tun sich tendenziell schwer damit, zu sagen, ob eine Lösung möglich ist oder nicht – wenn mehrere Berater die Hände verwerfen und behaupten, etwas sei rechtlich höchst problematisch, will man ja schliesslich nicht als Gefährder des Rechtsstaates dastehen und seinen Willen durchdrücken.

Juristen dagegen wissen, dass Recht alles andere als eine exakte Wissenschaft ist und es kaum eine richtige oder falsche Sichtweise gibt; was zählt, ist das Argument. Sie finden für fast alles eine Erklärung und können auch fragwürdige Entscheide rechtlich meist irgendwie hinbiegen – so ist es denn keine Überraschung, dass der dubiose AHV-Steuer-Deal des Ständerates einer Idee von Juristen wie Christian Levrat oder Pirmin Bischof entsprungen sein soll. Selbstverständlich hindern solche Winkelzüge Juristen nicht daran, allfällige Kontrahenten bei nächster Gelegenheit scharf der Rechtsverletzung zu bezichtigen.

Es wäre gut, wenn es wieder mehr Juristen in der Landesregierung hätte. Nicht, dass unsere Welt mit ihnen besser würde. Doch das spezielle Wissen, über das sie verfügen, ist für einen Bundesrat wertvoll.

Die Champions der Finanzprodukte: Für Sie ausgewählt.

Diese Woche:
Tipps für Anleger.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Feministin der Luxusklasse

Von Rico Bandle — Sie liebt schnelle Autos und teures Make-up, am liebsten beides kombiniert. Jetzt erhält Sylvie Fleury den wichtigsten Kunstpreis der Schweiz. Ein Treffen mit einer Frau, für die High Heels und Feminismus kein Widerspruch sind.

Es tönt nach einem Frauentraum. Sylvie Fleury ging in den teuersten Läden der Stadt auf Shopping-Tour – und stellte dann die gefüllten Säcke der verschiedenen Luxusmarken im Museum aus. «C'est la vie» nannte sie das Kunstwerk – es war ihr allererstes.

Luxus und Konsum, das blieb während der nächsten dreissig Jahre ihr Thema: Sie vergoldete einen Einkaufswagen aus dem Supermarkt, stellte Frauentiefel in ein Aquarium, bemalte Autowracks mit Nagellack, fuhr mit einer Luxuskarosse über Schminkutensilien – und zog damit umgehend die Aufmerksamkeit auf sich, selbst im Epizentrum der internationalen Kunstwelt, New York.

Sylvie Fleurys Spiel mit dem Luxus ist mittlerweile selber ein hochgehandeltes Luxusprodukt. Für die Genferin kein Widerspruch. «Es war ja gerade meine Absicht, mit den Einkaufstaschen aufzuzeigen, dass der Kunstmarkt gleich funktioniert wie die Luxusindustrie.» Dies werde oft nicht verstanden: «Am Anfang stand nicht die Auseinandersetzung mit Konsum und Mode, sondern mit dem Kunstmarkt.»

Material Girl

Wir sitzen im Café «Ladurée», einer Genfer Institution, gleich bei der Mont-Blanc-Brücke, wo sich der Genfersee zur Rhone verengt. Mit dem vielen Plüsch und den Spiegelwänden könnte das Café eine Installation Fleurys sein. 56 Jahre alt ist die Künstlerin mittlerweile – und sie sieht fantastisch aus. Jedes Detail bei ihr passt: die runde Hornbrille, der Lippenstift, die Bluse mit Leopardendruck, ihre schwarze Balenciaga-Handtasche. Nein, Sylvie Fleury gehört nicht zu den Konsumkritikern, die Verzicht propagieren, sie gehört auch nicht zu den Feministinnen, die die Betonung der Weiblichkeit als ein Zeichen der Unterwerfung erachten. «Ich halte nichts von Schuld und Verzicht. Und schon gar nichts von Moralismus.»

Als Fleury vor dreissig Jahren mit ihrer Arbeit begann, war Luxusmode einem kleinen Kreis von Vermögenden vorbehalten, Internet und Social Media lagen noch in weiter Ferne, Kunst und Mode waren zwei getrennte Welten und Künstlerinnen eine Seltenheit. Ganz anders heute: Billige Massenkleider sind von

Luxusklamotten kaum zu unterscheiden, Kunst und Mode sind miteinander verschmolzen, Frauen sind in der Kunst auf dem Vormarsch. Und vor allem: Heute inszeniert sich auf Social Media jeder selber wie ein Künstler.

«Es ist unglaublich, wie sich das alles verändert hat», sagt Sylvie Fleury. Viele der Entwicklungen hat sie vorweggenommen: die Selbstinszenierung im Stil von Influencern, die Verschmelzung von Mode und Kunst, die Tatsache, dass man als Künstlerin auch Erfolg haben kann, wenn man sich ganz auf weibliche Themen konzentriert.

Mit Jeff Koons in der Limousine

Die Vergabe des Prix Meret Oppenheim, des wichtigsten Kunstpreises der Schweiz, ist daher zweifelsohne gerechtfertigt. Interessant ist dabei, wer neben ihr auch noch die vom Bundesamt für Kultur vergebene Auszeichnung erhält: Thomas Hirschhorn, der mit seinen Installationen aus Billigst- und Abfallmaterialien genau das Gegenteil Fleurys repräsentiert. Die so konträren Künstler gemeinsam auszuzeichnen, ist wohl Resultat der Schweizer Konsenskultur.

Fleury hat eine genaue Vorstellung, welches Bild sie in der Öffentlichkeit abgeben möchte.

Schon vor dem Gespräch wollte sie wissen, welches Foto von ihr gezeigt wird. «Ab fünfzig wird man heikler mit den Fotos», sagt sie. Aber auch wie sie beschrieben wird, ist ihr wichtig. «Bestimmt wollen Sie über meinen Ex-Mann schreiben. Das finde ich nicht in Ordnung», sagt sie von sich aus, ohne auf das Thema angesprochen worden zu sein. Fleury war einst Assistentin von Starkünstler John Armleder, mit ihm war sie auch verheiratet. «Ständig als Frau oder Ex-Frau von jemandem vorgestellt zu werden, das hat wenig mit Emanzipation zu tun.»

Ihre Wortwahl ist genau über-

legt. Nur selten vergisst sie die Interviewsituation und erzählt befreit. Zum Beispiel, wenn sie nach ihren denkwürdigsten Erlebnissen in ihrem glamourösen Künstlerinnenleben gefragt wird. Modezar Karl Lagerfeld habe zum Beispiel einmal spontan eine Installation von ihr gekauft, bei der Frauenschuhe in einem Aquarium stehen. Eine besondere Geschichte erlebte sie mit US-Künstler Jeff Koons, dem

«King of Kitsch». Kurz nach dem Mauerfall fuhr sie mit ihm und seiner damaligen Frau, der italienischen Pornodarstellerin und Politikerin Ilona Staller alias Cicciolina, in einer Limousine durch Ostberlin. «Cicciolina hat mich mehr beeindruckt als Koons. Sie hat eine starke Persönlichkeit. Und sie ist sehr lustig.»

Dadurch, dass sie die Welt der Luxusmarken zu Kunst erhebt, kommt sie immer wieder in Kontakt mit Topleuten aus der Modeszene. «Ich habe aber keine Ahnung, ob ihnen meine Kunst wirklich gefällt. Jedenfalls sind sie geschmeichelt, wenn sie ihre Produkte in einem Kunstkontext sehen», sagt sie.

Frau am Steuer

Neben Mode und Schönheit hegt Fleury eine weitere Leidenschaft: schnelle und schnittige Karossen. Sie besitzt eine ganze Sammlung, die sich aber ständig verändert. «Wenn mir ein Auto nicht mehr gefällt, verkaufe ich es.» Eines ihrer Fahrzeuge, ein Buick Skylark, Jahrgang 1967, war letztes Jahr an der Art Basel Unlimited als Teil einer Installation zu sehen. Sie hat auch den Frauen-Automobilclub «She-Devils on Wheels» (Teufelinnen auf Rädern) gegründet – wobei man bei ihr nie weiss, was nur ein Kunstprojekt ist, was auch ausserhalb des musealen Kontexts existiert. Die Grenzen sind fließend.

Über ihr Verhältnis zu ihren Autos sagte sie vor einigen Jahren: «Ich liebe sie, ich rede mit ihnen, ich streichle sie, ich mache ihnen Geschenke wie spezielle Luftfilter, Auspufftöpfe und Reifen. Autos müssen mir Gänsehaut geben, meine Beine zittrig machen, mich erregen.» Darauf angesprochen, muss sie lachen: «Ja, ich weiss, das ist politisch inkorrekt, aber ich liebe die Autos tatsächlich.»

Wenn sie von ihren Fahrzeugen erzählt oder davon, wie sie einmal neben Formel-1-Star Mika Häkkinen im selben Trailer beim Friseur sass, wirkt die sonst so kontrollierte Feministin plötzlich freudig aufgereggt. Ihre Begeisterung für die Boliden, die sie in ihren Werken mit einer gehörigen Portion Weiblichkeit zusammenbringt, lässt auch Männer von ihrer Kunst schwärmen.

Faster! Bigger! Better!

Ihr Ziel sei, «dass die Menschen beim Anblick meiner Werke dieselbe Befriedigung erfahren, wie wenn sie shoppen», erklärte Fleury einmal in einer US-Zeitschrift. «Diese Aussage würde ich auch heute noch unterschreiben», sagt sie,



«Serie ELA 75/K».

«Ergründen, wie beim Konsum das Begehren ausgelöst wird.»



Ganz auf weibliche Themen konzentriert: Künstlerin Fleury.

präzisiert aber: «Mein Ziel war immer, zu ergründen, wie beim Konsum das Begehren ausgelöst wird, woher die Glücksgefühle beim Einkauf kommen.» Dabei geht sie sehr unterschiedlich vor. Manchmal erklärt sie Objekte aus der Konsumwelt unverändert zum Kunstwerk – sogenannte Ready-mades, in der Tradition von Marcel Duchamp (1887–1968), der sogar ein Pissoir zum Kunstwerk erhob. Manchmal zitiert sie andere Künstler, wie den Italiener Lucio Fontana, der Leinwände aufschlitzte und für Millionenbeträge verkaufte. Fleury schlitzt Jeansstoff auf. Genauso wie Fontana. Aber auch wie die Modeindustrie, die Löcher in neue Jeans schneidet und die Hosen dann teuer auf den Markt bringt. Mit ihren

Neon-Schriftzügen bringt Fleury die Funktionsweise der Konsumwelt auf den Punkt: «Faster! Bigger! Better!» lautet einer, ein anderer «Yes to All».

Auf ihrem Smartphone zeigt Fleury Fotos ihres neuesten Projekts: Sie hat Präsentationsutensilien aus Schmuck- und Uhrenläden in überdimensioniertem Format nachgebaut. So zum Beispiel eine Uhrenhalterung für die Schaufensterpräsentation, die so stark vergrößert ist, dass man sie als Sessel brauchen kann. Auch hier geht es darum, Objekte aus der Luxusindustrie in einen neuen Kontext zu stellen. «Diese Skulpturen haben fast dieselben Farben wie die Plüschsofas hier im Café», sagt sie, «das ist aber reiner Zufall.»

Die nächsten Tage verbringt Fleury an der Art Basel. «Innerhalb weniger Tage treffe ich dort mehr Galeristen, Kuratoren und Freunde als sonst während des ganzen Jahres», sagt sie. Unter Künstlern gehört es zum guten Ton, über die Kunstmesse herzuziehen. Sie tut das nicht. Im Gegenteil, sie fühlt sich wohl dort: Der Kunstmarkt ist Teil der Luxusindustrie, so wie sie das schon mit ihrem ersten Werk 1989 zum Ausdruck brachte.

Art Basel: 14. bis 17. Juni
Ausstellung Swiss Art Awards/Prix Meret
Oppenheim: Halle 3, Messe Basel. Der Eintritt ist frei.

Mörgeli

Hundert-Millionen-Hasler

Von Christoph Mörgeli

Freunde sind wir nie geworden. Peter Hasler nannte mich einen «unanständigen Schreiber, der das Klima vergiftet». Er selber hingegen verkörpert nach eigener Einschätzung «Anstand und Fairness», «soziale Verantwortung» und «internationale Solidarität». Und obendrein «Respekt, gegenseitiges Vertrauen, Vorbildfunktion». Und so lautet Haslers selbstgefälliger Rückblick auf sein Post-Präsidium: «Als ich kam, kehrte Ruhe ein. Sofort!» Hasler schätzte es laut Post-Personalzeitung, «wenn alles seine Ordnung hat, gut organisiert, strukturiert und eingerichtet ist».

Es hatte seine Ordnung nicht, war aber gut organisiert, strukturiert und eingerichtet: Unter Hasler kam es zum grössten Subventionsbetrug in der Geschichte der Eidgenossenschaft. Die Postauto AG beschiss die Steuerzahler um hundert Millionen Franken. Zu den Hauptverantwortlichen gehört Peter Hasler. Dabei war der Vielfach-Verwaltungsrat und Ex-Arbeitgeberfunktionär erklärter Liebling von Medien, Gewerkschaften und Mitte-links-Politikern. Weil er eine SP-Sektion gegründet hatte, bevor er der FDP beitrat. Weil er als WWF-Stiftungsrat wie ein wildes Tier über die SVP herfiel («Die haben nichts und niemanden»): Die SVP sei «an der Grenze zur totalitären Partei», ihr Programm führe «das Land in den Abgrund», sie betreibe «Volksverhetzung» und erinnere an die «dreissiger Jahre in Deutschland».

Zur Freude der Linken unterstützte Peter Hasler die flankierenden Massnahmen, die Mutterschaftsversicherung und staatliche Krippenplätze. So wechselte der privatwirtschaftliche Verbandsvertreter flugs in die Staatswirtschaft. Als Präsident des Zürcher Uni-Spitals wollte Hasler den Angestellten Reka-Checks andrehen – weil er auch noch Reka-Präsident war. Gerne und oft lästerte der Grossverdiener über Nochgrösserverdiener. Lauthals beklagte er sich über Christoph Blocher, der die Verwandlung der Post in eine Aktiengesellschaft bekämpfte.

«Es ist pannenfrei gelaufen, glücklicherweise», resümierte Peter Hasler sein Leben im Radio SRF. Stimmt. Die hundert veruntreuten Millionen sind keine Panne. Sondern eine Katastrophe. «Gott verzeiht, die SVP nie», philosophierte einst der Post-Präsident. Die SVP ist für ihn jetzt das kleinste Problem. Doch irgendwann wird Gott selbst dem vielseitigen Berufsmann Peter Hasler verzeihen. Denn das ist sein Beruf.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Vogelscheiss-Parteien

Von Peter Bodenmann — Für Alexander Gauland sind die sechzig Millionen Toten des Nazi-Terrors ein «Vogelschiss» der Geschichte.



Unsere Rechtspopulisten führen zwecks Volksbelustigung im Nationalrat ein Kasperlitheater auf.

Der hochgebildete Alexander Gauland provoziert gezielt und rücksichtslos. Damit seine Provokationen wirken, muss der Frontmann der AfD die Dosis laufend erhöhen. Sonst hört ihm niemand mehr zu. Neueste Eskalationsstufe Marke Gau-Leier: Die Naziherrschaft mit sechzig Millionen Toten sei nur ein «Vogelschiss» in der deutschen Geschichte gewesen.

Nach der Provokation folgt die scheinbare Deeskalation: Es gehe nicht um Vogelscheisse, sondern um Fliegenscheisse. Und das sei schliesslich eines der schlimmsten deutschen Schimpfwörter für die Naziherrschaft. Dabei ist Fliegenscheisse die noch kleinere Scheisse als Vogelscheisse. Und beide Vergleiche sind angesichts des Holocaust gleich unerträglich.

Trotzdem gewinnen die Vogelscheiss-Parteien in Europa laufend an Boden. Sie bemächtigen sich der repressiven Staatsapparate in Wien und in Rom. In der Schweiz hat unsere SVP noch etwas Rückstand auf die verbal radikale Marschtabelle der befreundeten Parteien. Für die SVP führt der neue Fraktionschef Thomas Aeschi im Nationalrat ein Kasperlitheater auf. Und für seinen Vorgänger Adrian Amstutz sind Zivildienstleistende «Weicheier und Schutzverweigerer».

Die SVP ist seit 23 Jahren für das VBS zuständig: Adolf Ogi, Samuel Schmid, Ueli Maurer und jetzt Guy Parmelin. Die Frauen meiden den Militärdienst. Junge Männer machen auf dienstuntauglich oder leisten lieber Zivildienst.

Wir haben nach 23 Jahren SVP-Herrschaft nicht die beste Armee der Welt. Aber immerhin den grosszügigsten Trachtenverein der Welt. So haben die Kreditkarten der mehrbesseren Offiziere eine Limite von 100 000 Franken, wohlverstanden pro Monat. Und Offiziere dürfen die gemeinsam mit Armeefreunden geleerten Weinflaschen auf ihre Spesenrechnungen setzen.

Die zu teuer beschafften Armeefahrzeuge Marke Duro saufen zu viel Sprit. Und unsere Offiziere zu viel Schweizer Wein, denn ausländischen dürfen sie nicht auf die Spesenrechnung setzen. Deshalb müssen Schweizer Kellereien nur zwei Prozent ihrer Flaschen exportieren, weil die Überschüsse von unseren Offizieren auf Kosten der Steuerzahler zwangsverwertet werden. Mittels Direktzahlungen. Zivildienstleistende trinken keine Flaschenweine auf Kosten der Steuerzahler. Sie verweigern – Amstutz hat recht – den Schweizer Weinbauern den Schutz.

Der freisinnige Waadtländer Bundesrat Rodolphe Rubattel verbilligte nach dem Zweiten Weltkrieg den Wein. Schweizer tranken in der Folge billigen Rubatteller. Unter anderem wegen dieser Verbilligung warf Gottlieb Duttweiler selig 1948 mit Steinen zwei Scheiben im Bundeshaus Ost ein. Heute sind Gratisweine für Offiziere ein SVP-Fliegenschiss, über den sich niemand aufregt. Dem Weinbauer Parmelin sei Dank.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tastender Tatzelwurm

Von Kurt W. Zimmermann — Hundert Tage ist es her seit «No Billag». Hat sich die SRG verändert, so wie sie es damals angekündigt hat?

Es war die teuerste Serie, die das Schweizer Fernsehen jemals produziert hatte. Nun setzte das Schweizer Fernsehen seine teuerste Serie ab.

Der Krimi «Der Bestatter» war seit 2013 im Programm. Er kostete rund dreissig Millionen Franken.

Das Schweizer Fernsehen machte damit einen kleinen Schritt in jene Richtung, die es vor der Abstimmung zu «No Billag» angekündigt hatte. Man wolle noch stärker auf den Service public fokussieren und sich noch stärker von privaten Sendern unterscheiden.

Damit wären wir bei der Rückblende auf «No Billag». Hundert Tage ist es her, dass die SRG die Abstimmung gewann.

Rund um «No Billag» hatte die SRG-Spitze eine wahre Orgie an Zukunftsversprechen gefeiert. Generaldirektor Gilles Marchand etwa betonte bei jeder Gelegenheit, dass man deutlich effizienter und agiler werden müsse. Seine Stellvertreterin Ladina Heimgartner kündete an, dass Sendungen ohne Service-public-Gehalt gestrichen würden. Beide wiederholten unablässig, dass nun «der Informationsauftrag» der Kern des Unternehmens sei.

Hundert Tage sind die übliche Frist, nach der man Wahlversprechen beurteilen kann. Hat sich die SRG verändert?

Man kann ein wohlwollendes Fazit ziehen. Die alte SRG kommt ganz gut in Richtung neue SRG voran. Sie tastet sich zwar langsam voran wie ein träger Tatzelwurm, aber die Route stimmt.

Als Erstes fällt die SRG einen Personalentscheid, der durchaus symbolisch war. TV- und Radiodirektor Ruedi Matter hätte gerne über das Pensionsalter hinaus noch weitergemacht. Sein Chef Marchand bedeutete ihm jedoch, dass er die Zukunft nicht mit den Männern von gestern angehen könne.

Auch das Ende des Kostenfaktors «Bestatter» ist eine symbolische Absage an die frohen Sitten der Vergangenheit. Teure Show-Formate wie «Die grössten Schweizer Talente» wurden aus demselben Grund ausgemustert.

Ein Signal in Richtung mehr Service public ist auch das Ende der Unterbrecherwerbung, die es ab 1. Januar 2019 nicht mehr geben wird. Vorher geht nicht, weil es noch bestehende Verträge mit Werbekunden gibt.

Der wichtigste Schritt bisher ist jedoch die Verlegung der Radio-Informationsjournalisten von Bern nach Zürich. Die News-Redaktionen von Radio SRF, rund 150 Köpfe, sollen

ins Fernsehzentrum Leutschenbach umziehen, wo sie enger mit den TV- und Online-Journalisten vernetzt werden können. Das ist sinnvoll in digitalen Zeiten, in denen im selben Medienhaus eine strikte Trennung zwischen News-Produzenten in Radio, TV und Netz keine Logik mehr hat. Marchand hat damit ein «No Billag»-Versprechen eingelöst.

Natürlich führte das Projekt bei den gewerkschaftlich durchorganisierten SRF-Redaktionen zu sofortigen Protestumzügen. Organisatorische Veränderungen und der Verlust an Privilegien werden hier fast immer zu syndikalistischen Machtproben hochgestemmt. Sekundiert wurden die Journalisten von bern-treuen Politikern, die aus föderalistischen Gründen am Studio in der Bundesstadt festhalten möchten.

Das letzte Wort beim Radio-Umzug haben der Verwaltungsrat und der Regionalvorstand der SRG. Sie stehen in einem Konflikt, der bei der regional abgestützten SRG oft unvermeidlich ist. Es ist der Konflikt zwischen mehr betrieblicher Kompetenz und dafür weniger ausserbetrieblichem Kantönligeist.

Der Entscheid ist darum ziemlich wegweisend für den öffentlichen Sender. Wenn die SRG-Gremien den Umzug der Radiojournalisten nach Zürich blockieren, dann sagen sie damit: «Die SRG bleibt jene SRG, die sie schon vor «No Billag» war.»



Symbolische Absage: Generaldirektor Marchand.

Weniger Nette

Von Henryk M. Broder — «Auf die Menschen zugehen.»

Deutschland ist eine postheroische Nation. Heldentum ist nicht mehr gefragt. Die Bundeswehr ist eine Friedensarmee, Teil der deutschen Friedensbewegung. Ihre Flugzeuge fliegen nicht, ihre Panzer fahren nicht, und auch die Gewehre verweigern den Einsatz. Und wer heute mit einem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wird, der hat sich allenfalls im Kampf «gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus» hervorgetan, wie die ZDF-Moderatorin Dunja Hayali, die «couragiert und engagiert» Strasseninterviews führt.



Die Deutschen pflegen ihre Ängste so liebevoll, wie sie ihre Autos am Wochenende putzen: die Angst vor der Klimakatastrophe, vor Feinstaub, vor Stickoxiden, vor Mikroplastikteilchen im Duschgel. Deswegen schalten wir unsere Atommeiler ab, während in den Ländern um uns herum neue gebaut werden. Das ergibt zwar keinen Sinn, aber es beruhigt.

Es gibt nur eine Angst, der die Deutschen tapfer widerstehen. Genauer: nicht die Deutschen, sondern die deutschen Terrorismusexperten. Passiert irgendwo ein Terroranschlag, wie zuletzt auf dem Flensburger Bahnhof, dauert es meist nur wenige Minuten, bis einer der Experten die Tat «einordnet» und erklärt, wie hoch – das bedeutet: wie niedrig – die Wahrscheinlichkeit ist, bei einem Terroranschlag ums Leben zu kommen. Jede Autofahrt von der eigenen Wohnung zum Arbeitsplatz sei gefährlicher. Das Gleiche geschieht, wenn eine junge Frau an den Folgen einer Begegnung mit einem jungen Mann stirbt, der sich noch nicht ganz in die deutsche Gesellschaft integriert hat.

Nach dem Mord an einer Vierzehnjährigen durch einen zwanzigjährigen Asylbewerber meldete sich ein in Marburg weltberühmter Sozialpsychologe zu Wort und warnte davor, «die Grössenordnung» solcher Taten zu «überschätzen». Man müsse sich vielmehr «bewusstmachen», wie gering die Wahrscheinlichkeit sei, dass man selbst oder das eigene Kind Opfer einer solchen Tat werde. Um solche Ängste zu bekämpfen, sollte man «auf die Menschen zugehen, Erfahrungen machen und feststellen: Da gibt es nette, und da gibt es weniger nette».

Genau das hat die vierzehnjährige Susanna getan. Sie ist auf die Menschen zugegangen, hat ihre Erfahrungen gemacht und festgestellt: Es gibt nette und weniger nette. Schade nur, dass sie den Lernprozess nicht überlebt hat.



Erfolgsquote bei 70 Prozent: Sozialdetektiv Cyrill van Altena.

Indiskrete Einblicke

Ein Referendum will den Einsatz von Sozialdetektiven verhindern. Schon heute können die Betrüger auf ein Heer von Juristen, Beamten und Politikern bauen, die den privaten Ermittlern das Leben schwermachen. Worum geht es eigentlich? *Von Alex Baur (Text) und Ennio Leanza (Bilder)*

Gutgelaunt reichten die Autorin Sibylle Berg und ihre Freunde letzte Woche 55 000 Unterschriften bei der Bundeskanzlei ein. In nur zwei Monaten hatte ein spontan gegründetes linkes Grüppchen mit Unterstützung der Grünen Partei, der Sozialdemokraten, Gewerkschaften und Hilfswerke das Referendum gegen die Sozialdetektive auf die Beine gestellt. Das Gesetz, das die Überwachung von mutmasslichen Sozialversicherungsbetrügern regeln soll, muss damit dem Volk vorgelegt werden.

Theoretisch betrifft das Bundesgesetz zwar nur die Sozialversicherungen (IV, ALV, Suva). Gemäss einem Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte vom Herbst 2016, das vom Bundesgericht in Lausanne umgehend nachvollzogen wurde, dürfen die Versicherungen mangels gesetzlicher Grundlage Verdächtige seither nicht mehr überwachen lassen. Für die Detektive und Inspektoren der

kommunalen Sozialämter gilt der Ukas aus Strassburg nicht. Doch die Sozialbranche ist verunsichert. Einzelne Staatsanwälte und Gerichte haben den Bann kurzerhand auf alle Detektive ausgeweitet. Aus Furcht vor juristischen Leerläufen verzichten viele Gemeinden auf Detektive.

Privatsphäre über alles

Seit die Luzerner Gemeinde Emmen 2005 erstmals den Tabubruch wagte und den ehemaligen Polizisten Christoph Odermatt als Sozialinspektor einstellte, laufen linke und grüne Kreise Sturm gegen die «Schnüffler». Natürlich verurteilen alle den Sozialbetrug. Doch wo immer etwas Konkretes dagegen unternommen wird, ist der Widerstand gewiss. Wegen ein paar weniger Schlaumeier würden die Schwächsten der Gesellschaft grundlos unter Generalverdacht gestellt und stigmatisiert,

wurde anfänglich argumentiert, die Detektive kosteten viel und brächten nichts. Als sich diese Einwände in der Praxis als unhaltbar erwiesen, wurden neue vorgebracht.

Viel schlimmer seien die Steuerbetrüger, hiess es nun, es sei unglaubwürdig und unverhältnismässig, allein die Sozialbetrüger zu verfolgen. Doch auch diese Strategie verfinde nicht, sie führt vielmehr zum Kern des Problems. Steuerzahler müssen einen Lohnausweis oder, sofern selbständig erwerbend, eine Buchhaltung einreichen. Solche Dokumente sind nicht so einfach zu fälschen. Ein ganzes Heer von Steuerinspektoren macht nichts anderes, als solche Unterlagen zu überprüfen. Unstimmigkeiten fallen schnell auf. Wer aber aus diesem System herausfällt – oder gar nie drin war – und von der Sozialhilfe, einer Staatsrente oder Ergänzungsleistungen lebt, ist nicht so einfach zu durchleuchten.

Support fanden die Sozialbetrüger stets bei sozial engagierten Anwälten, Staatsanwälten und Richtern. Ein Sozialbetrug ist in der Regel schwer nachzuweisen. Lange reichte der Hinweis auf fehlende Kultur- und Sprachkenntnisse zur Annahme, dass ein Schummler halt nicht verstanden habe, dass er alle Einkünfte deklarieren müsse. Oft machten es die Sozialdienste den Schlaumeiern so leicht, dass Richter eine betrügerische Arglist verneinten. Doch auch die Sozialämter haben dazugelernt. Sie arbeiten heute professioneller, engagieren Übersetzer – und eben Detektive, die harte Fakten liefern.

Und nun stehen also auch noch die Menschenrechte auf dem Spiel. Gemäss der Website des Referendumskomitees sind Sozialdetektive ein «Angriff auf die Demokratie», sie bedrohen den Rechtsstaat, die Verfassung – kurzum alles, was uns heilig ist. Im Fokus der Kritik stehen sogenannte GPS-Tracker sowie indiskrete Einblicke durchs offene Fenster oder über den Gartenzaun.

Erlaubt sind solche Überwachungsmethoden zwar nur im öffentlichen Raum. Die Detektive dürfen nicht mehr und nicht weniger herum schnüffeln als jeder andere Bürger. Es gibt kein Gesetz, das einen Peilsender verbietet, sofern dieser im öffentlichen Raum an einem Objekt (jedoch nicht an einem Menschen) platziert ist und dabei nichts beschädigt wird. Wer sich an den neugierigen Blicken seiner Nachbarn stört, muss schon die Vorhänge schliessen oder eine Hecke vor dem Garten hochziehen. Mit dem Referendum soll die Privatsphäre nun in den öffentlichen Raum ausgeweitet werden.

Gemeinden nehmen nicht alles hin

Was ist davon zu halten? Die Sozialdetektive Cyrill und Swen van Altena haben sich bereit erklärt, uns einen Einblick in ihre Arbeit zu gewähren. Ihre Firma Investigo beschäftigt, je nach Auftragslage, bis zu ein halbes Dutzend freischaffende Mitarbeiter, oft ehemalige Polizisten. Die Gebrüder van Altena sind seit zwei Jahrzehnten in der Branche tätig. Zwei Drittel ihrer Ermittlungen betreffen heute das Sozialwesen, der Rest läuft unter dem Titel Sicherheit (Personenschutz, Geldtransporte). Sie beschützen und beraten auch Behörden im Umgang mit schwierigen oder gefährlichen Klienten.

Bevor sie 2010 Investigo gründeten, waren die Gebrüder van Altena für die Sicherheit im Zürcher Universitätsspital zuständig. Bei 6000 Mitarbeitern und 15 000 Personenbewegungen ist das Spital eine kleine Stadt in der Stadt, die allerdings einige Besonderheiten aufweist. In Kliniken gibt es nicht nur viele Drogensüchtige, sondern auch Drogen in ihrer Reichweite; Patienten sind ein leichtes Ziel für Diebe; es gibt verletzte Opfer, die beschützt, und Täter, die bewacht werden müssen. Im Prinzip machten die beiden Brüder dasselbe, was sie heute tun: Sie decken einen Spezialbe-



Einblick in geschlossene Biotope: Funkgeräte.



Flexibler als die Polizei.

reich ab, der an sich in die Kompetenz der Polizei fällt, für den diese aber weder Kapazitäten noch Spezialisten hat.

Bevor Staatsanwälte mit dem groben Geschütz – Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Kontosperrungen – einfahren, verlangen sie konkrete Indizien und Beweise. Mit gutem Grund. Es geht auch darum, Unschuldige vor unnötigen Verfahren zu schützen. Investigo

Wenn sich ein Verdacht konkretisiert, übernimmt die Staatsanwaltschaft.

ist eine von vielen Firmen, die den kommunalen Sozialämtern bei Verdachtsfällen Vorabklärungen bieten und damit die Lücke zwischen Verdacht und Verfahren füllen. Rund 180 Fälle von mutmasslichen Sozialbetrügereien haben die Gebrüder van Altena in den letzten fünf Jahren nach ihren Angaben untersucht. Bei rund zwei Dritteln erhärtete sich der Verdacht, bei einem Drittel konnte er ausgeräumt werden.

Auf unseren Wunsch haben die Detektive von Investigo ein Dutzend konkrete Dossiers aus ihrem Alltag so anonymisiert, dass man diese

zwar nachvollziehen, aber nicht zurückverfolgen kann. Beispiele aus dem Alltag:

1 — Eine Verkäuferin bezieht in einer Aargauer Gemeinde zwischen 2012 und 2016 Sozialhilfe, anfänglich deklariert sie kleine Nebeneinkünfte. Ihr aufwendiger Lebensstil fällt den Behörden auf, sie schalten die Detektive ein. Die Beschattung zeigt, dass die Frau als Taxifahrerin arbeitet. Im letzten Februar resultierte ein Strafbefehl, gemäss dem sie über die vier Jahre 76 163 Franken Sozialhilfe zu Unrecht bezogen hatte; sie wird zur Zahlung einer Geldstrafe von 5400 Franken und 1700 Franken Gebühren verurteilt.

2 — Gemäss dem Strafbefehl der Staatsanwaltschaft Winterthur vom August 2016 hat eine Buchhalterin während zweier Jahre gleichzeitig in Deutschland (6354 Euro) und in der Schweiz (31177 Franken) Sozialhilfe bezogen. Mit gefälschten Arbeitsverträgen hatte sie zudem Krippengelder ergaunert. Strafe: 140 Tagessätze bedingt und 500 Franken Busse.

3 — Aufgrund der Ermittlungen der Detektive eröffnete die Staatsanwaltschaft im Bezirk Dielsdorf ZH ein Strafverfahren gegen einen Sozialhilfebezüger wegen Schwarzarbeit, stellte dieses im Oktober 2015 mangels Beweisen aber ein. Der Bezirksrat auferlegt dem Verdächtigen trotzdem einen Teil der Kosten für die Detektive (3942 Franken), da er gegenüber dem Sozialamt falsche Angaben gemacht hatte. Die vorübergehende Einstellung der Sozialhilfe führte immerhin dazu, dass der Mann innert kurzer Zeit eine Stelle fand.

4 — Im September 2016 verurteilt die Staatsanwaltschaft Winterthur einen Chauffeur, der ein Sozialamt um 24 909 Franken betrogen hat, zu einer bedingten Strafe von 10 500 Franken und 2000 Franken Busse. Er war aufgefallen, weil er einen teuren Jaguar X-Type fuhr.

Die Liste solcher Fälle liesse sich beliebig fortsetzen. In der Regel geht es um Schwarzarbeit, die ergaunerten Beträge sind relativ gering. Doch über die Jahre läppern sich doch ordentliche Summen zusammen, welche die Ausgaben für die Detektive um ein Mehrfaches übersteigen. Vor allem haben die betroffenen Gemeinden gezeigt, dass sie nicht alles tatenlos hinnehmen. Das spricht sich nach den Erfahrungen der Gebrüder van Altena in den einschlägigen Milieus schnell herum.

Ohne die Observationen der Detektive hätte man keinen dieser Betrüger überführen können. Für eine viel aufwendigere polizeiliche Observation waren die Anhaltspunkte zu schwach. Die Detektive sind auch flexibler als die Polizei. Sie müssen keine komplizierten Rechtshilfesuche stellen, wenn sich ein Verdächtiger über Kantons- und Landesgrenzen bewegt. Die Mittel der Detektive und der Wert ihrer Erkenntnisse vor dem Strafrichter sind zwar begrenzt. Doch für die Vorermittlungen reicht es allemal. Wenn sich ein Ver-



Umstritten: elektronische Überwachung.

dacht konkretisiert, übernimmt die Staatsanwaltschaft.

Der GPS-Tracker – ein kleiner Peilsender, der an Fahrzeugen angebracht wird – gehört heute zu den wichtigsten Hilfsmitteln der Detektive. Er erstellt, notfalls über Wochen, ein Bewegungsprofil, das viel über die Gewohnheiten einer Person aussagt. Bewiesen ist damit nichts. Aber das Profil gibt den Fahndern die ersten Hinweise, auf denen sie aufbauen können. Ein Verbot der Tracker würde ihre Arbeit faktisch verunmöglichen. Ganze Equipen von Detektiven müssten die Verdächtigen rund um die Uhr überwachen und verfolgen. Keine Gemeinde kann sich einen solchen Aufwand leisten.

Widerstände bei der Justiz

Nicht selten führen die Ermittlungen der Investigo im Sozialbereich auch unverhofft zur Aufdeckung anderer Straftaten. Professionelle Delinquenten nutzen die Sozialhilfe gern als Alibi für fehlende offizielle Einkünfte. So führten die Ermittlungen der Gebrüder van Altena mehr als einmal zur Aufdeckung illegaler Hanf-Indooranlagen, mit denen enorme Gewinne erzielt werden. Um Kollisionen mit polizeilichen Ermittlungen zu vermeiden, melden sie deshalb ihre Beschattungen laufend bei den zuständigen Einsatzzentralen der Polizei. Die Zusammenarbeit sei problemlos.

Bei der Justiz stossen die Privatermittler dagegen bisweilen auf Widerstände. In den anonymisierten Dossiers findet sich etwa der Fall eines Sozialhilfebezügers aus Mazedonien, der mutmasslich über Jahre illegal gearbeitet hatte. Die Abklärungen ergaben, dass in fünf Jahren insgesamt zehn Autos auf seinen Namen registriert waren, zuletzt ein teurer Mercedes-Benz. Aufgrund der geharnischten Intervention einer



Geduld und Erfahrung: van Altena.

Anwältin stellte der zuständige Staatsanwalt das Verfahren im Hauptpunkt wegen vermeintlich illegalen Trackings zwar ein. Immerhin deckten die Detektive von Investigo den Besitz von Liegenschaften in Mazedonien auf, was zu einer Einstellung der Sozialleistungen führte.

In einem anderen Fall setzte sich eine Gemeinde gegen die Nichtanhandnahme einer Strafklage durch die Staatsanwaltschaft wegen vermeintlich illegalen Trackings zur Wehr. Mit Erfolg. Es ging um einen Serben, der wegen eines Gewaltdelikts bereits 2005 aus der Schweiz verwiesen worden war, dank einer Heirat aber wieder zurückkehrte. Über 160 000 Franken bezog die Familie über die Jahre vom Sozialamt. Einem Sozialarbeiter fiel ein neuer Audi A8 auf, der nicht ins Budget passte. Das Auto führte zu einer Diskothek, wo der Serbe schwarz als Türsteher arbeitete, und zu mehreren Bankkonten.

Von Erfolg gekrönt wurde das hartnäckige Insistieren einer Gemeinde im Fall einer deutschen Schmuckverkäuferin. Die Ermittlungen der Investigo hatten ergeben, dass sie sich nur zum Schein einen Wohnsitz im Zürcher Weinland vom Sozialamt sponsern liess, in Wahrheit aber mit ihrem Freund in einem Eigenheim in Deutschland lebte.

Das Verfahren gegen einen tunesischen Sozialrentner, der nebenbei im Altmetallhandel tätig war, wurde zuerst abgelehnt und sein Fall dank den Anwälten einer Gemeinde im Zürcher

Unterland nun trotzdem zur Anklage gebracht. Die Ermittlungen förderten schliesslich ein Bankkonto zutage, auf dem der Tunesier – ein ehemaliger Dschihadist übrigens – mehr als 100 000 Franken gehortet hatte.

Umdenken in der Sozialbranche

Die Fallsammlung könnte beliebig fortgesetzt werden. Im Prinzip geht es immer um dasselbe: Die Schweizer Sozialhilfe ist auf eine Wirtschaft ausgerichtet, in der alles ordentlich deklariert und registriert wird. Doch mit der Zuwanderung haben sich gemäss den Erfahrungen der Gebrüder van Altena Nischenmärkte entwickelt, die nicht immer den hiesigen Sitten und Gebräuchen folgen. Bei den Syrern sind es klassischerweise Coiffeursalons und Nähateliers, Albaner sind oft in der Baubranche tätig, Libanesen, Iraker und Libyer im Autohandel, Portugiesen im Gartenbau und in Reinigungsfirmen, Türken im Kebab- und Hanfgeschäft. Um überhaupt einen Einblick in diese in sich geschlossenen Biotope zu bekommen, braucht es Geduld und Erfahrung.

Gemäss Christoph Rüegg, Sozialsekretär in Oberglatt ZH, hat in der Sozialbranche, wenn auch harzig, doch ein Umdenken stattgefunden. Zusammen mit seiner Frau und einer Sozialarbeiterin hat Rüegg vor zehn Jahren die Firma KES gegründet, die Gemeinden juristische Beratung anbietet. Die Nachfrage sei gross. Vor allem in den Dörfern sei der klischeehafte «Sozialarbeiter mit den Birkenstockschuhen und dem selbstgestrickten Schal», der lieber etwas zu viel als zu wenig Geld verteilt, heute eher die Ausnahme. Die Einsicht, dass der

Betrug für unser Sozialwesen eine ernsthafte Bedrohung darstellt, habe sich bei vielen Praktikern durchgesetzt.

Vor Strafanzeigen ohne Vorabklärungen rät Rüegg dringend ab. Solche brächten in aller Regel nur sinnlose Umtriebe und Belastungen für alle Beteiligten. In vielen Fällen sind Ermittlungen durch private Detektive nach seiner Erfahrung unverzichtbar. Ihre Erkenntnisse könnten auch bei verwaltungsrechtlichen Verfahren wertvoll sein, bei denen andere Regeln gelten und

die Polizei ohnehin nicht ermittelt. Von einem Schnüffelstaat, den Gegner der Detektive heraufbeschwören, sei man weit entfernt. Eine ungezielte Massenüberwachung sei auch zu teuer. Solange die Gemeinden ihr eigenes Geld verwalten, dessen ist sich Christoph Rüegg sicher, hätten sie ein ureigenes Interesse daran, Augenmass zu wahren. ○



Kamera, als Sicherungskasten getarnt.

Nicht selten werden durch die Ermittlungen weitere Straftaten aufgedeckt.

«Das erstaunte mich selber»

Kreditkarten mit 100 000 Franken Limite und Beamte, die ihre Spesen selber absegnen: SVP-Bundesrat Guy Parmelin nimmt Stellung zum Spesenwesen im Verteidigungsdepartement.

Von Philipp Gut

Herr Bundesrat, die Spesen in Ihrem Departement geben zu reden. Herrscht eine Selbstbedienungsmentalität?

Der von mir in Auftrag gegebene Bericht der Internen Revision hat gezeigt, dass im Verteidigungsdepartement (VBS) keine Selbstbedienungsmentalität bezüglich der Spesen herrscht. Die Prüfer stellten fest, dass sich keine wesentlichen Verfehlungen bei der Spesenbewirtschaftung im VBS ergeben haben. In einzelnen Bereichen besteht dennoch Handlungsbedarf. Mit den getroffenen Massnahmen sollen alle Kader und Mitarbeitenden im VBS bezüglich der Geltendmachung von Spesen sensibilisiert werden. Mir ist es ein grosses Anliegen, dass allen Angestellten des VBS bewusst ist, dass Spesenauslagen durch den Steuerzahler finanziert werden.

Gingen Sie von einem konkreten Verdacht auf Missbrauchsfälle aus, als Sie die Untersuchung anordneten?

Mir waren keine konkreten Missbrauchsfälle bekannt. Jedoch verunsicherten mich die Erkenntnisse, welche ich aus dem mutmasslichen Spesenverhalten in der Sanität erlangt habe. Daher ordnete ich – ergänzend zur Administrativuntersuchung – eine allgemeine Überprüfung der Spesenprozesse im VBS an.

Der vorliegende Revisionsbericht rügt die mangelnde Kontrolle. Manche VBS-Mitarbeiter konnten ihre Spesen sogar selber absegnen. Wie konnte es dazu kommen?

Das erstaunte mich selber auch. Die bestehenden elektronischen Rechnungsprozesse werden nun vertieft analysiert. Mir ist es ein Anliegen, dass sich bei allen Kadern im Department die Erkenntnis durchsetzt, dass das Spesenmanagement eine Führungsaufgabe ist. Spesen müssen von den Mitarbeitenden beantragt und von der vorgesetzten Person bewilligt werden. Jeder Spesenbeleg muss in Zukunft dem Vier-Augen-Prinzip unterliegen. Zudem muss der Spesenprozess im VBS möglichst einheitlich und standardisiert gelebt werden.

Der Bericht fordert zwar keine personalrechtlichen Massnahmen gegen einzelne Angestellte, aber er hält fest, dass manche Kader ihrer Vorbildfunktion nicht nachkommen. Können Sie Beispiele nennen für dieses nicht zur Nachahmung empfohlene Verhalten?



«Handlungsbedarf»: SVP-Bundesrat Parmelin.

Die Prüfung zeigte verschiedene Sachverhalte auf, die in einem Graubereich liegen und nun genau analysiert werden. Ein Beispiel ist die Kreditkartenlimite über 100 000 Franken pro Monat. Hier verlange ich von meinen Vorgesetzten, dass sie in Zukunft im Detail überprüfen, ob eine Verwaltungsstelle eine solche Limite tatsächlich benötigt. Mir ist auch wichtig, dass die Vorgaben im Spesenreglement konsequent eingehalten und gelebt werden. Die Kadermitarbeitenden der Bundesverwaltung stehen in der Pflicht, dessen Einhaltung durchzusetzen.

Sie haben angetönt: Mehr als ein Dutzend VBS-Kreditkarten haben eine monatliche Limite von 100 000 Franken. Das ist erklärungsbedürftig.

Zuerst einmal muss gesagt werden, dass niemand von der Armeeführung oder der Geschäftsleitung eines anderen Amtes über eine Kreditkarte mit einer Limite bis 100 000 Franken verfügt. Solche Karten gehen an Leute mit speziellen Funktionen. Zum Beispiel: Wenn die Luftwaffe in Norwegen mit viel Personal trainiert und Fahrzeuge und andere Auslagen direkt vor Ort bezahlen muss, fallen innert Stunden Kosten von mehreren 10 000 Franken an. Diese Rechnungen müssen direkt vor Ort beglichen werden und können nicht auf Rechnung bezahlt werden. Ich teile aber die Ansicht des Prüfteams, dass in Zukunft Kreditkartenlimiten von über 20 000 Franken durch eine zentrale übergeordnete Stelle bewilligt werden müssen. Zudem werden die be-

stehenden hohen Limiten überprüft und wo nötig angepasst.

Der Prüfbericht sieht bei der Spesenbewirtschaftung im VBS «Handlungsbedarf». Welche Massnahmen erachten Sie als vorrangig?

Kader und Mitarbeitende müssen verstehen, dass ihre Spesenabrechnungen durch die Steuergelder ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger bezahlt werden. Dies verlangt nach einer hohen Sensibilität. Weiter verlange ich, dass das Spesenreglement von allen Mitarbeitenden vollumfänglich eingehalten wird. Ich werde dies in naher Zukunft erneut überprüfen lassen.

Wie gross ist das Spesenvolumen im VBS insgesamt? Und wie hoch schätzen Sie das Einsparpotenzial ein?

Hierzu eine Aussage zu machen, ist schwierig, da bis anhin Spesen über verschiedene Prozesse abgerechnet wurden und in den Verwaltungseinheiten nicht einheitlich verbucht werden.

Am Ursprung der Überprüfung der Spesenprozesse stand eine Administrativuntersuchung in Zusammenhang mit dem Oberfeldarzt der Armee, Divisionär Andreas Stettbacher. Dabei kamen keine relevanten Verfehlungen zutage. Haben Sie im Fall Stettbacher überreagiert? Sind Sie gar einer Intrige aufgesessen, wie Beobachter munkeln?

Mir ist wichtig, zu betonen, dass ich damals aufgrund der mir präsentierten Faktenlage einen Entscheid getroffen habe. Mich persönlich stören unverhältnismässige Spesen aber grundsätzlich, da es um die Verwendung von Steuergeldern geht. Die von mir angeordneten Prüfungen haben nun Handlungsbedarf aufgezeigt. Sie können davon ausgehen, dass ich die notwendigen Verbesserungen im VBS raschestmöglich umsetzen werde.

Hat das VBS ein besonderes Problem mit Spesen? Oder ist ein gewisses Laisser-faire Alltag in der Bundesverwaltung?

Ich kann nur für das VBS sprechen: In meinem Departement habe ich einen gewissen Handlungsbedarf erkannt, Massnahmen getroffen und diese zu einem Teil umgesetzt. Mir ist es jedoch auch ein Anliegen, zu betonen, dass die verschiedenen Prüfungen aufgezeigt haben, dass die meisten Mitarbeitenden meines Departementes ihre Spesen korrekt abrechnen. ○

Härtefälle in der Dunkelkammer

Sabotieren die Staatsanwälte das neue Ausschaffungsrecht? Umgehen sie mit dem schnellen Griff zu Strafbefehlen die Landesverweisung? Die Zahlen des Statistikamts legen dies nahe. Das Parlament lässt die Ankläger gewähren. *Von Katharina Fontana*

Es ist ein Glaubwürdigkeitsproblem der gröberen Art, dem sich das Bundesamt für Statistik (BfS) gegenüber sieht. Als die Neuenburger Bundesstelle jüngst die ersten Zahlen zu den Ausschaffungen krimineller Ausländer vorlegte, hiess es zunächst, dass 2017 nur in 54 Prozent der Fälle, für die das Strafgesetzbuch eine Landesverweisung vorsieht, auch eine solche angeordnet worden sei. Nachdem sich verschiedene Kantone in diesen Zahlen nicht erkannt und in Neuenburg Protest eingelegt hatten, ging das BfS über die Bücher. Und fand einen Fehler: Man habe die Betrugstatbestände falsch erfasst, der Prozentsatz der Landesverweisungen liege höher. Wie hoch genau, weiss man derzeit aber nicht: Irgendwo zwischen 54 und 69 Prozent soll er sich befinden. Nun muss eine verwaltungsinterne Arbeitsgruppe Remedur schaffen. Bis dahin will das BfS die inzwischen vom Netz genommene Statistik nicht mehr kommentieren.

Manch einer dürfte sich hier an den Spruch erinnern haben, laut dem man keiner Statistik trauen soll, die man nicht selber gefälscht hat. Das BfS wird es jedenfalls schwer haben, die Öffentlichkeit beim nächsten Anlauf davon zu überzeugen, dass nun alles seine Richtigkeit habe. Sollte die Quote der Landesverweisungen dann höher ausfallen, wird der Verdacht nur schwer auszuräumen sein, dass man die Zahlen aus politischen Gründen frisiert hat.

Vor Tische las man's anders

Doch ob 54 oder 69 Prozent: Ein solcher Wert ist weit von der harten Umsetzung der Ausschaffungsinitiative entfernt, die die Politi-

ker in Aussicht gestellt hatten. Im Parlament ging man davon aus, dass in 5 Prozent der Fälle beim Täter ein Härtefall vorliege und auf eine obligatorische Landesverweisung verzichtet werden kann. Wenn nun bei einem Drittel oder gar der Hälfte der Täter eine besondere Härte angenommen und von der Ausschaffung abgesehen wird, stimmt etwas nicht.

Die Verantwortlichen scheinen schnell gefunden: Es sind die Staatsanwälte. Vier Fünftel der Fälle, in denen bei Ausschaffungsdelikten auf eine Landesverweisung verzichtet wurde, sollen laut BfS auf das Konto der Ankläger gehen, lediglich ein Fünftel auf jenes der Gerichte. Dieser Befund überrascht nicht, ja, er

Die Ankläger tun etwas, was im Strafgesetzbuch so nicht vorgesehen ist.

bestätigt die Befürchtungen, die auch in dieser Zeitung schon geäussert wurden («Justiz im Hinterzimmer», *Weltwoche* Nr. 45/17).

Denn die Staatsanwälte tun etwas, was im Strafgesetzbuch so nicht vorgesehen ist: Sie entscheiden in eigener Kompetenz, ob beim Täter ein Härtefall vorliegt, obschon dies laut Gesetz nur ein Gericht darf. Und sie wenden dabei sehr grosszügige Kriterien an. So hat die Schweizerische Staatsanwälte-Konferenz (SSK) im Herbst 2016 festgehalten, dass in der Regel immer dann ein Härtefall vorliegt, wenn der ausländische Delinquent über eine Aufenthaltsbewilligung verfügt, weitgehend ohne Vorstrafen dasteht und die zu erwarten-

de Freiheitsstrafe nicht mehr als sechs Monate beträgt. In solchen Fällen kann der Staatsanwalt die Angelegenheit mit einem simplen Strafbefehl erledigen: Der Beschuldigte wird nicht angeklagt, die Sache kommt nicht vor Gericht, der Richter kann folglich keine Landesverweisung aussprechen, der Täter darf im Land bleiben. Was genau zwischen Ankläger und Beschuldigtem abläuft, bleibt im Dunkeln: Sofern der Täter die Strafe akzeptiert, wird er den Strafbefehl und damit den Verzicht auf die Landesverweisung nicht anfechten.

Tätigkeitsverbot für Pädophile umgangen

Die Ankläger begründen ihr Vorgehen mit den Mehrkosten, die entstünden, wenn die Staatsanwaltschaft auch in klaren Härtefällen Anklage erheben würde und ein teures Gerichtsverfahren durchgeführt werden müsste. Wie schnell dabei aus verfahrensökonomischen Gründen ein Härtefall angenommen wird, ist nicht transparent. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen: Die Empfehlungen der SSK laufen darauf hinaus, dass ausländische Straftäter, die in der Schweiz wohnen und keine schweren Delikte begangen haben, pauschal von der Landesverweisung ausgenommen sind. Dazu passen auch die Zahlen des BfS, gemäss denen zu kürzeren Freiheitsstrafen verurteilte Täter mit Wohnsitz in der Schweiz nur ganz, ganz vereinzelt eine Landesverweisung kassiert haben.

Nicht nur in der Lehre und Praxis, auch im Parlament hat das eigenmächtige Vorgehen der Ankläger zu reden gegeben. So verlangte der Ausserrhoder FDP-Ständerat Andrea



Gnade walten lassen: Justizministerin Sommaruga.



Staatsanwälten Grenzen setzen: FDP-Ständerat Caroni.



Eigenmächtige Interpretation der Härtefall-Klausel.

Caroni im letzten Herbst, dass man den Staatsanwälten Grenzen setzen und ihnen die Möglichkeit entziehen müsse, bei Ausschaffungsdelikten im Strafbefehlsverfahren auf eine obligatorische Landesverweisung zu verzichten. Der Entscheid, ob ein Härtefall vorliege, stehe einzig und allein dem Gericht zu. Eine Mehrheit des Ständerates wie auch Justizministerin Simonetta Sommaruga wollten indes nichts davon wissen, die fragwürdige Praxis der Ankläger zu stoppen und es ihnen zu untersagen, die Härtefallklausel anzuwenden. Interessant ist, dass dasselbe nun auch beim jüngst beschlossenen, lebenslänglichen Tätigkeitsverbot für Pädophile passieren dürfte. Auch dort gilt eine Härtefallregelung, die es erlaubt, im Einzelfall Gnade walten zu lassen. Auch dort wird es den Anklägern möglich sein, bei nicht so schweren Delikten einen pädophilen Täter im Strafbefehlsverfahren zu verurteilen und damit ohne lebenslängliches Tätigkeitsverbot davonkommen zu lassen.

Die Staatsanwälte selber weisen den Vorwurf, dass sie das neue Ausschaffungsrecht hintertrieben, entschieden zurück. Man könne sich die Zahlen des BfS nicht erklären, heisst es. Im Kanton Zürich etwa wurde laut Auskunft der Staatsanwaltschaft die Härtefall-

klausel im Strafbefehlsverfahren lediglich 16-mal angewandt und in 270 Fällen Antrag auf Landesverweisung bei den Gerichten gestellt. Das entspricht einer Quote von weniger als 6 Prozent. Die Berner Generalstaatsanwaltschaft teilt mit, dass sie 2017 in fünf Fällen einen Härtefall anerkannt und in 230 Fällen beim Gericht eine obligatorische Landesverweisung beantragt hat. In Luzern wurde die Härtefallklausel im letzten Jahr vier Mal angewendet, in Basel-Stadt ein Mal. Ob das BfS die Arbeit der Staatsanwaltschaften falsch dargestellt hat oder ob die Ankläger versuchen, den Schwarzen Peter dem BfS zuzuspielen, ist im Moment schwer zu beurteilen. Erst wenn konsolidierte Zahlen vorliegen, wird man wirklich wissen, warum es mit den Landesverweisungen hapert.

Kriminelle EU-Ausländer ausschaffen?

Und wie gehen die Gerichte mit der Härtefallklausel um? Auch hier ist es schwierig, sich ein aussagekräftiges Bild zu verschaffen, da noch nicht viele rechtskräftige publizierte Urteile vorliegen. Verschiedene Entscheide lassen aber vermuten, dass die Gerichte nicht leicht hin einen Härtefall annehmen. Im Kanton Bern beispielsweise behandelten die erstinstanzlichen Gerichte letztes Jahr insgesamt

hundert Verfahren betreffend Ausschaffungsdelikte, wie das bernische Obergericht mitteilt. In neunzig dieser Fälle sprachen sie eine obligatorische Landesverweisung aus, in sechs Verfahren wurde infolge eines Härtefalls von einer Landesverweisung abgesehen, vier Fälle sind noch nicht erfasst.

Wie rigid das Bundesgericht die Härtefallklausel versteht, ist noch nicht bekannt. Bis jetzt sind lediglich zwei, drei Fälle von Landesverweisungen in Lausanne beurteilt worden, und die Richter haben erst vage Konturen gezogen. Mit Spannung wartet man darauf, welches Grundsatzurteil das höchste Gericht zur Ausschaffung von EU-Bürgern fällen wird. Konkret geht es um den in Lausanne hängigen Fall eines deutschen Schlägers, der vom Zürcher Obergericht letzten Herbst beurteilt worden ist. Die Zürcher Richter machten geltend, dass die Voraussetzungen für die Landesverweisung zwar erfüllt seien, der vorbestrafte Mann aber dennoch nicht des Landes verwiesen werden dürfe. Als EU-Bürger könne er sich auf die Personenfreizügigkeit berufen, die für die Landesverweisungen höhere Hürden vorsehe als das Schweizer Recht. Bestätigt das Bundesgericht diese Auffassung, wird es recht schwierig werden, kriminelle EU-Bürger auszuschaffen. ○

Gottes verklemmte Anarchisten

Bis vor kurzem stand Gottfried Locher, Präsident der Schweizer Reformierten, unangefochten vor der Wiederwahl zu seiner dritten Amtsperiode. Jetzt fordert ihn Showdown-mässig die angesehene Zürcher Pfarrerin Rita Famos heraus. Was steckt hinter dem Wahlkampf in letzter Sekunde? *Von Roger Köppel*

Eigentlich ist der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) ein sympathisch langweiliger, unspektakulärer Verein, wie es davon Tausende gibt in der Schweiz, verdienstvolle Säulen unseres Gemeinwesens, Teil jener grossartigen Kultur der Eigenverantwortung und Selbsthilfe, wie sie die Schweiz, diese erfolgreichste Selbsthilfe-Organisation unter den Staaten, selber seit Hunderten von Jahren verkörpert.

Normalerweise ist dieser SEK kein Thema für die Medien. Niemand kennt seine Mitglieder, niemand kann die Namen seiner Präsidenten nennen. Bei den Katholiken zählen die Strukturen, zählt die Hierarchie, gibt es einen Überbau, einen Vatikan und einen Papst. Für die Reformierten ist das alles Teufelszeug, Brimborium, theologische Verirrung.

Unter der Fuchtel

Nichts ist den Schweizer Reformierten, diesen Anarchisten des Glaubens, innerlich mehr zuwider als der Versuch, ihr rebellisches, aufmüpfiges Wesen unter die Fuchtel einer strengen Autorität zu zwingen. Deshalb haben sie sich absichtlich einen schmuck- und machtlosen Dachverband gegeben, der nichts zu sagen hat, den es aber braucht – notwendiges Übel zur Erledigung des anfallenden administrativen Aufwands.

Jetzt aber brodeln und motten es ausgerechnet bei den Reformierten und ausgerechnet im SEK, diesem Ausbund an gewollter organisierter Langeweile. Bis vor kurzem stand Amtsinhaber Gottfried Locher unangefochten an der Spitze, seit acht Jahren Präsident, auf eine dritte Amtsperiode zusteuernd. Richtig, es gab zwar da und dort Kritik, aber keinen offenen Widerstand, keine Gegenkandidatur. Locher, der Mann aus berühmter Theologenfamilie, Machtpolitiker und Charmeur mit einem Hang zum grossen Auftritt, allein auf weiter Flur.

Das hat sich nun überraschend schlagartig geändert, als vorletzte Woche wie aus dem Nichts die Zürcher Theologin Rita Famos antrat, mit 52 ein Jahr älter als Locher, ursprünglich Bernerin, in Uster wohnhaft, Frau eines Theologen und FDP-Politikers, anerkannte Leiterin der Abteilung Spezialseelsorge in der Zürcher Landeskirche. Was in der Politik normal wäre, ist hier ein Shakespeare-Drama, ein kleines Erdbeben. Noch nie gab es beim SEK eine Kampfwahl ohne Neuwahl. Und erst recht nicht so spät,



Kulturkampf bei den Reformierten: Kandidatin Famos vor aufgewühltem Himmel.

kaum drei Wochen vor der Entscheidung, die am 17. Juni stattfindet.

Verschwörungstheorien

Was steckt dahinter? Im Locher-Lager tauchten alsbald Verschwörungstheorien auf, die man nicht so leicht vom Tisch wischen kann. Der Kandidatur Famos geht eine ziemlich orchestriert wirkende Medienkampagne gegen den Präsidenten voraus. Reformierte Fachmedien, mehrere Zeitungen, schliesslich die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens versuchten in fast schon bewundernswert engem Doppelpassspiel, Locher persönlich ins Zwielicht zu rücken. Es wurden Aussagen auf-

gewärmt, die er vor bereits vier Jahren in einem Interview-Buch über den Geschlechtstrieb als «Beute verschlingendes Raubtier», Prostitution und «befriedigte Männer» gemacht hatte.

Lochers Unterstützer sehen den Präsidenten im Visier einer gezielten Verunglimpfungskampagne, bewegliches Ziel auf der Abschussliste vor allem linker, feministischer Frauenkreise um die prominente Kilchberger TV-Theologin Sibylle Forrer, die unzögerlich auf den Mann schieesse, aber eigentlich die Sache meine, für die Locher einstehe.

Der in Bern stationierte SEK-Präsident treibt seit acht Jahren mit Erfolg eine Verfassungsreform voran. Er will den kraftlosen Kirchen-

bund zur schlagkräftigeren «Evangelischen Kirche Schweiz» umformen mit sich selbst in der gestärkten Position des Präsidenten, der nicht nur der administrative Chef, der Manager, sondern auch Kopf und Gesicht, geistlicher Leiter der reformierten Kirche sein soll, kein Papst oder Bischof, den toxischen Begriff vermeidet Locher inzwischen, aber so etwas wie ein Vorstandssprecher, der sich verbindlich zu aktuellen und ewigen kirchlichen oder theologischen Fragen äussert. Diese Reform und seine antizeitgeistige Theologie seien Gift für seine Gegner, argumentieren die Locher-Leute. Deshalb werde hinterrücks auf den Mann gespielt.

Famos, Widmer-Schlumpf?

Das ist nicht nur falsch, aber bestenfalls die halbe Wahrheit. Wir unterhalten uns in Zürich ausgedehnt mit Rita Famos, der Gegenkandidatin. Sie ist nervös, aber freundlich und offen, befürchtet wohl einen überkritischen Artikel. Vermutlich ist der intelligenten Frau auch bewusst, dass ihre allzu späte Gegenkandidatur berechtigtes Stirnrunzeln produziert. Sie gibt zu, dass sie früher hätte antreten müssen, aber erst die «Rundschau» und die darin geäusserte Kritik an Locher hätte ihre Freunde und Leute aus ihrem Umfeld so richtig aufgewühlt, das Fass zum Überlaufen gebracht. Sie selber sei in Italien gewesen. Man habe sie angerufen, sie habe es sich überlegt und sich schliesslich für eine Kandidatur entschieden.

Dass sie sich als kalt berechnende, Widmer-Schlumpf-mässige Profiteurin an die Spitze einer von anderen orchestrierten Intrige stellen lasse, wehrt sie entschieden ab. Sie zeigt sogar Verständnis für Lochers umstrittene Thesen. Sie ist keine Moralistin, keine Wortverdrehlerin. Man dürfe doch darüber nachdenken, warum immer weniger Männer Pfarrer werden. Auch sei es legitim, sich gegen die moralische Herabsetzung von Prostituierten zu wenden, und auch die von Locher angetriebene Amtsreform, dass man aus dem Kirchenbund eine richtige Kirche mache, sei legitim. Aber Locher, fährt sie fort, sei aus ihrer Sicht nicht in der Lage, diese Diskussionen zu führen. Sein Verhalten irritiere, und zwar nicht nur sie.

Locher: eher Luther als Zwingli

Sie verdeutlicht ihren Eindruck mit Beispielen aus der Geschichte: Der grosse Zürcher Reformator Ulrich Zwingli habe auch provoziert, aber offen, öffentlich und immer im Gespräch mit klugen Andersdenkenden. Sein deutscher Widerpart Luther hingegen habe sich, wenn auch unfreiwillig, in der Wartburg verschanzt. Für sie steht Locher näher bei Luther als bei Zwingli. Er provoziere aus dem Elfenbeinturm und ziehe sich dann bei Widerspruch ins Schweigen zurück. Gerade ein Präsident der Reformierten aber müsse sich der Debatte stellen, mit der Basis und den Kritikern dau-

ernd im Gespräch bleiben. Locher sei ihr da zu sehr am Amt orientiert, an der Hierarchie, an der Macht und ihren Gremien. Locher sei für die Reformierten aus ihrer Sicht zu solistisch, zu katholisch.

Und Sie selbst? Warum will sie unbedingt ein Amt, dessen Überbetonung sie ihrem Konkurrenten vorwirft? Sie sehe sich eben nicht als Solistin, sondern als «Dirigentin», beteuert sie. Sie kritisiert Lochers «Fixiertheit» auf den obersten Posten, die Idee, dass «nur der Präsident» das geistliche Leitamt haben solle. Für die Reformierten sei das Charisma, die Überzeugungs- und glaubensgetriebene Autorität ausschlaggebend, nicht das Amt. Sie werfe die Frage auf, ob Locher wirklich der richtige Mann für die von ihm mit geschaffene neue Organisation sei. Diese Diskussion müsse, lieber spät als nie, endlich geführt werden. Unseriös spät? Rita Famos verneint: «Sportlich spät, aber nicht unseriös.» Schliesslich würden nur sieben Abgeordnete wählen, bei denen beide Kandidaten bestens bekannt seien. «Es ist wichtig, dass es eine Auswahl gibt.»

Streit unter Konfliktunfähigen

Es stimmt, was der Journalist Henry Habegger in der *Aargauer Zeitung* treffsicher erkannte:

Das Gerangel bei den Reformierten ist eine verklemmte Sache, ein Streit unter Konfliktunfähigen. Man ist sich zu gut, zu anständig für eine rechtzeitige, harte, offene und ehrliche Auseinandersetzung, welche die Sache eigentlich verdienen würde. Lochers Unterstützer haben recht, wenn sie das moralisierend heckenschützige Hinterrum-Niveau einiger Meckerer und der Medien beklagen. Auf der anderen Seite liegen die Locher-Kritiker richtig, wenn sie dem Amtsinhaber Dünnhäutigkeit und einen Hang zur gesprächsverweigernden

Einweg-Provokation vorwerfen. Seit den ersten giftigen Artikeln umgibt sich Locher mit einer Schutzweste aus Anwälten und PR-Beratern auf Kosten der Kirche. Auch er weicht den Konflikten aus, meidet das Streitgespräch im Fernsehen, zielt sich jetzt, mit der Herausforderin in den Ring zu treten. Lochers Kommunikationsstrategie der Nichtkommunikation nährt die Vorbehalte, anstatt sie zu entkräften.

Wurde Rita Famos von einer machiavellistischen Clique in letzter Sekunde aus dem Hut gezaubert? Wohl kaum. Wahrscheinlicher ist die Theorie, dass sich bei den harmoniesüchtigen Protestanten über die letzten Monate ein wachsender, echter Unmut zusammenbraute.

Auslöser waren weniger Lochers ursprüngliche Aussagen als sein nicht besonders souveräner, fluchtartiger Umgang mit der Kritik. Seine Gegner scheinen nicht metaphysische Locher-Gegner zu sein, aber sie fragen sich, ob der Chef, der seinen Führungsanspruch derzeit institutionell verfestigen möchte, auch wirklich ausreichende Führungseigenschaften besitzt. Diese Zweifel wird Locher mit Anwälten und dem Berner PR-Büro Furrerhugi kaum ausräumen können.

Man will und dann doch wieder nicht

Michel Müller, Zürcher Kirchenratspräsident, Unterstützer der Kandidatin Famos und einer der Ersten, der unerschrocken öffentlich gegen Locher Stellung bezog, drückt es so aus: «Locher hat mit seiner Reform eine gute Sache schlecht gemacht.» Wahr ist aber auch: Locher steht im Zentrum einer tiefen Sinnkrise bei den Reformierten. Weil sich die Kirchen leeren und die Mitglieder davonlaufen, während die Päpste vor Hunderttausenden von begeisterten Jugendlichen wie Rockstars gefeiert werden, klammern sich viele Protestanten, nicht nur Locher, beeindruckt von den katholischen Massenhappenings an die letzte Hoffnung einer Art «Katholizismus light». Lochers Reform,

die von der Synode bis jetzt einstimmig gestützt wird, wirkt mit ihrer Betonung des nicht Bischof genannt sein dürfenden Präsidenten im «geistlichen Leitamt» wie abgekupfert bei der Konkurrenz im Vatikan.

Womit wir wieder beim Anfang wären und beim rebellischen Wesen der Reformierten. Man sieht die leeren Kirchen, man sieht die Bilder begeisterter katholischer Scharen. Man will die Reform – und will sie dann doch auch wieder nicht. Am Bruchpunkt dieses reformierten Seelenzwiespalts steht der



Kirchen-Präsident Gottfried Locher.

Die Kritik an Locher ist auch Selbstkritik der Reformierten, die nicht wissen, was sie wollen.

hochtalentierte Gottfried Locher. Der favorisierte Amtsinhaber spürt wohl, dass das, was er anstrebt, nicht wirklich zu den Reformierten passt, die ihn gleichzeitig, wenn auch halbherzig, darin bestärken zu tun, was ihnen eigentlich widerstreben müsste. Locher wird aber auch vorgeschoben. Die Kritik an ihm ist auch Selbstkritik der Reformierten, die nicht wissen, was sie wollen. Vielleicht ist die Auseinandersetzung um Reform und Präsidium auch deshalb so verklemmt. Die späte Kampfwahl ist jetzt immerhin eine Chance, die verpasste Diskussion über das, was die Reformierten sind und was sie in Zukunft sein wollen, endlich richtig und öffentlich zu lancieren. ○

Die Vögele-Saga

Die Geschichte vom Aufstieg und Fall des Bekleidungshändlers Charles Vögele zeigt, was alles schiefgehen kann, wenn ein Mann und sein Unternehmen zu gross sind für seine Nachfahren und Nachfolger. Zurzeit wird das letzte Kapitel geschrieben. *Von Mark van Huisseling*

Eine kurze Geschichte aus der freien Wirtschaft geht so: Unternehmer, die ihre Produktionsmittel nicht richtig einsetzen, bestraft der Markt. Indem sie Pleite machen. Das ist die Geschichte der Firma Sempione Retail. Ihre Muttergesellschaft, das italienische Modehaus OVS, betrieb in der Schweiz noch 140 OVS-Läden (ausgesprochen «Oviess»), als diese Ausgabe der *Weltwoche* in Druck ging. Vorvergangene Woche nahm das Schwyzer Bezirksgericht ein Gesuch der Italiener um Nachlassstundung an; Nachlassstundung ist so etwas wie ein Konkurs im Abendanzug.

Eine längere Geschichte aus der freien Wirtschaft ist die der Firma Charles Vögele. Es war die längste Zeit eine erfreuliche Geschichte. Erst gegen Schluss kippte sie ins Traurige. Zur Aufmunterung darf erwähnt werden, dass nicht mehr allzu viele Zuschauer mitbekamen, wie traurig es wurde – wann waren Sie das letzte Mal in einem Charles-Vögele-Laden? Der Patron Karl Leo «Charles» Vögele hat das Drama nicht mehr miterlebt, er starb im April 2002, mit 79. Der Sohn des Schuhmachers von Uznach hatte es zum Milliardär gebracht. Und hatte das, was man eine Vision nennt: Er erkannte Entwicklungen früher als andere. Doch er hat sein Unternehmen nicht bloss aufgebaut, sondern, am Ende, auch wieder zurückgebaut. Und diese Story geht so:

Vögele war ein Sportsmann, einer der besten Schweizer Autorennfahrer seiner Zeit nämlich. Plus während einiger Jahre Manager seines eigenen Formel-1-Teams. Er war ein Monsieur respektive Signore, mehr Italien zugeneigt als Frankreich. Und Vögele konnte singen, er versuchte sogar als junger Mann eine Laufbahn als Tenor – mit Künstlernamen Carlo Uccelli –, brachte es aber nicht weiter als zum «Buffo», zuständig für Komik in der Oper, was er dann doch nicht sein wollte, wie er mir einmal sagte. Denn er war ein stolzer Mann.

Aber greifen wir vor. Und beginnen die Story vom Aufstieg und Fall des Hauses Vögele mit dem Anfang vom Ende: Im Jahr 1997 verkauf-

ten Charles und Agnes Vögele ihr Unternehmen an eine Investorengruppe; Charles legte Wert darauf, dass das Unternehmen ohne seine dreizehn Jahre jüngere Ehefrau nie so gross geworden wäre. Agnes, heute 82, hatte, vor allem was die Kollektionen angeht, mitentschieden. Schroder Ventures, eine deutsche Vermögensverwalterin, die zur britischen Investmentbank Schroders gehört, zahlte rund 800 Millionen Franken für das Unternehmen. Dieses zählte damals zu Europas umsatzstärksten Bekleidungshändlern – mit über 5000 Mitarbeitern, 365 Läden in der Schweiz, in Deutschland und Österreich sowie 950 Millionen Franken Umsatz.

Zwei Jahre später brachte Schroder Ventures Charles Vögele an die Schweizer Börse. In der Folge fand eine kräftige Expansion statt: in die Niederlande und nach Belgien zuerst, später nach Ungarn, Polen, Tschechien und Slowenien. Schnelles Wachstum war vordringlich, Verwaltungsräte und Geschäftsführer taten vieles, um die Anleger bei Laune zu halten. Doch was gut gemeint war, kam nicht gut heraus. Zum Beispiel waren zahlreiche Standorte schlecht gewählt: Sogar Zufahrtsstrassen zu Läden hätten gefehlt, erinnert sich einer, der für Vögele in Ungarn war. Und die Einwohner

der Kleinstädte, in denen man sich niederliess, haben im Schnitt 300 Euro monatlich verdient. «Vögele-Kleider waren für sie unerschwinglich wie Louis Vuitton», sagt er.

Wenig Chancen gegen H&M und Zara

Immerhin, bis 2008 stieg die Zahl der Verkaufspunkte auf über 830, der Umsatz auf mehr als 1,3 Milliarden Franken. Bloss war dieses Wachstum teuer erkaufte worden – der Gewinn erreichte nur noch rund 15 Millionen Franken, nach 51 Millionen im Vorjahr. Und von da an ging's richtig bergab: 2014 betrug der Verlust, nachdem man sich aus einzelnen Märkten zurückgezogen hatte, 11 Millionen Franken. Ein Jahr später lag das Minus bei 52 Millionen. 1955 eröffneten der damals 32-jährige Charles Vögele und seine Frau, die 19-jährige Agnes

Vögele-Anrig, in Zürich am Hirschengraben einen Laden für funktionale Motorradbekleidung. Im Lauf der 1960er Jahre verliessen sie den Nischenmarkt und setzten auf immer noch funktionale, zur Hauptsache aber preisgünstige Normalkleidung – ein viel breiteres Feld. Damals gab es noch keine für die Masse zahlbare Fashion; die Demokratisierung der Mode fand erst zirka dreissig Jahre später statt. Ab den 1990er Jahren veränderten weltweit aufgestellte Unternehmen, die vom Entwurf bis zum Verkauf alles unter ihrem Dach integrieren, das Angebot nachhaltig: Hennes & Mauritz, H&M, der schwedische Textilhersteller und -verkäufer, oder ein paar Jahre später die zur spanischen Inditex-Gruppe gehörenden Zara und Mango. Gegen ihre hochmodischen Looks zu tiefen Preisen hatte Charles Vögele wenig Chancen. Der aggressive Rollout dieser Ketten ist einer der Gründe, weshalb das Unternehmen so viele Probleme bekam.

Benzin im Blut

Und ein Grund somit, dass Vater und Mutter Vögele ihr Lebenswerk an eine Private-Equity-Firma, auch «Heuschrecke» genannt, verkauften – statt es den Kindern zu überlassen. Von den fünf Nachfahren arbeiteten zu der Zeit zwei Söhne im Unternehmen mit: Carlo, Jahrgang 1958, war zuständig für «rückwärtige Dienste» (Verteilung der Ware, Finanzen, Immobilien), der ein Jahr jüngere Marco für die «Front» (Leiter Handel und Marketing), Schwester Monica war zuvor für Werbung verantwortlich gewesen. «Carlo und Marco, denen der Senior nach langem Zaudern die Führung anvertraut hatte, machten ihre Sache gut, doch traute er ihnen das angesichts der Konkurrenzsituation erforderliche Erfolgsstreben doch nicht ganz zu», stand in der *Bilanz*-Ausgabe von Dezember 1999 – als das Familienvermögen, nebenbei, auf 1 bis 1,5 Milliarden Franken geschätzt wurde.

Nehmen wir an, der untere Rand dieser Schätzung habe der Wirklichkeit entsprochen. Nehmen wir weiter an, der Alte habe 40 Prozent des Vermögens für sich und seine Frau behalten, dann wären auf die fünf Kinder je rund 120 Millionen Franken, vor Steuern, entfallen. Das ist viel Geld, klar. Doch bei weitem kein Alleinstellungsmerkmal in unserem Land und ihren Kreisen. Besser wär's, neben der Kohle auch eine Story zu haben. Der Vater und die Mutter hatten eine. Und die Kinder? Sohn Peter leitet das Berner Aukti-



Agnes und Charles Vögele, um 2000.

Sie verkauften die Firma an eine «Heuschrecken»-Gesellschaft.



Noch vor der Demokratisierung der Mode: Eröffnung einer Charles-Vögele-Filiale, 1969 in Bern.



So etwas wie ein Konkurs im Abendanzug: Vögele-Nachfolger OVS, im Juni 2018 in Zürich.



Einer der Besten: Rennfahrer Vögele, 1966 in Oberhallau.

onshaus Stuker, das sein Vater 1976 Jürg Stuker abgekauft hatte; Tochter Monica ist zuständig für die Weiterentwicklung der Familien-Kunstsammlung. Carlo hat Benzin im Blut wie der Vater und sammelt unter anderem AC-Cobra-Sportwagen; Marco ist Segler und nimmt mit seiner Superjacht, die er selber mitentworfen hat, an Regatten im Mittelmeer und in der Karibik teil. ...

Wenn Heidi Klum für Lidl wirbt

So regelmässig wie die schlechten Zahlen des Unternehmens wurde in den vergangenen, mageren Jahren die Theorie verbreitet, dass der Geschäftsgang noch immer gut und die Charles-Vögele-Welt schön wäre, wenn die neuen Chefs bloss dem alten Geschäftsmodell treu geblieben wären, sich also zufriedengegeben hätten mit der Kundschaft, die man hatte: Trägerinnen und Träger grosser Grössen mit kleinen Budgets und ebensolchen Ansprüchen. Frauen, die einen Rock, der sitzt, dreimal kaufen, in Blau, Grün und Grau; Männer, diesogenannte «UdR»-Hosen wollen, Farbe egal, stattdessen Wert drauf legen, dass das «Unter-dem-Ranzen»-Modell eine Gesässtasche mit Reissverschluss hat, in dem sich das Portemonnaie sicher versorgen lässt. Denn Mitglieder dieses Kundensegments seien loyal beziehungsweise, anders ausgedrückt, Vögele-unfrei. Da sie weder Online-Shopper noch Einkaufstouristen seien. Plus, praktisch ebenfalls, von zunehmender Bedeutung – weil von anderen Bekleidungsanbietern nicht umarmt, sondern vernachlässigt. Hätte ein bescheidenerer Kurs dem Unterneh-



CEO Maeder, Vögele-Model Cruz, 2010.

Fehler wurden gemacht, richtig. Doch finanziell war der Einsatz überschaubar.

in Deutschland, holte etwa Schauspielerin Penélope Cruz und ihre Schwester Monica als Markenbotschafterinnen zu Vögele. Schliesslich ist es heute fast normal, dass Discounter Highend-Testimonials einsetzen – Heidi Klum etwa wirbt für Lidl, wo die vielfache Millionärin wohl auch keine Stammkundin ist. «Die damals angestrebte Modernisierung war im Grunde richtig», sagt Meinrad Fleischmann, ehemaliger Chef von Möbel Pfister und Charles-Vögele-Verwaltungsrat von 2014 bis 2016. Doch solche Massnahmen

men eine Daseinsberechtigung belassen? «Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht richtig», sagt Thomas Herbert, Globus-CEO. Nicht ganz falsch, weil die beschriebene Kundschaft tatsächlich eher vernachlässigt werde. Und auch nicht richtig, weil es kaum genügend solcher Kunden gebe, um mit der bei ihnen erzielten niedrigen Margen genug zu verdienen. «Es gibt schliesslich Gründe, weshalb Häuser, die eine solche Kundschaft bedienten, zumachten», sagt Herbert. Zur Erinnerung: Die Läden von Schild etwa, dem Modehändler, an dem Herbert beteiligt gewesen war, wurden nach dem Verkauf an die Migros nicht mehr lange weitergeführt, sondern mit dem Kleiderangebot von Globus und Herren Globus zusammengelegt.

War also die Höherpositionierung von Charles Vögele, ab 2009 unter dem damaligen Chef André Maeder vorangetrieben, so verkehrt gar nicht? Sie wissen schon: Maeder, erst bei Hugo Boss und Harrods, heute Chef der KaDeWe Group mit drei schicken Warenhäusern



Vision: der Unternehmer, 1992.

brauchten Zeit, sagt Fleischmann weiter, heute mitverantwortlich für das Möbelhaus XXXLutz in der Schweiz.

«Zeit ist Geld», sagt man. Besonders in der Wirtschaft. Und beides war bei Charles Vögele sehr knapp. Der Aktienkurs sank, Maeder wurde 2011 entlassen. Nach ihm konnten keine Bewerber mehr mit Branchen- und Führungserfahrung gefunden werden für den heissen Stuhl; statt Mode- oder Textilprofessionals kamen, für kurze Einsätze jeweils, ein mittlerer Manager (Frank Beeck) oder ein ehemaliger Finanzchef (Markus Voegeli). Und jeder Neue hatte eine neue Idee, was zu tun sei – falls er überhaupt eine hatte.

Pech mit Spitzenmanager

Das schaffte mehr Probleme, als ein Unternehmen verkraften kann. Doch Charles Vögele hatte ferner einen Präsidenten mit Namen Hans Ziegler, von 2012 bis 2015. Der galt eine Zeitlang als gescheiter Deal-Maker respektive «Sanierer der Nation» (*Finanz und Wirtschaft online*) – bis ihn die Finanzmarktaufsicht gerade für schuldig befand, zwischen 2013 und 2016 wiederholt und systematisch Insiderhandel begangen zu haben. Ziemlich genau in der Zeit also, in der er Charles Vögele hätte führen, ach was: retten sollen. «Zehn Millionen waren ihm nicht genug – grenzenlose Gier» stand auf *Blick.ch* über den Fall. Dieser liegt bei der Bundesanwaltschaft, Ziegler drohen bis fünf Jahre Gefängnis.

Und Charles Vögele? Das Unternehmen respektive was davon übrigblieb, wurde Ende 2016 verkauft, an die erwähnte italienische Holdinggesellschaft, für 56 Millionen Franken. Oder 93 Prozent weniger, als Charles Vögele *hinselbst* dafür neunzehn Jahre vorher gelöst hatte. Zur besten Zeit war die Firma sogar 3 Milliarden wert gewesen, angeblich – so hoch war die Börsenkapitalisierung 2011. Seit vorvergangener Woche ist das alles egal, die OVS-Leute und ihre Partner haben aufge-



«Nach langem Zaudern»: Carlo Vögele, 2001.

geben. Modekompetenz mögen sie haben, den Schweizer Markt verstehen sie nicht – hier will fast niemand Polyesterkleidung tragen, in der Branche «Plastiksack» genannt, auch wenn sie billig ist. Nicht einmal die Mitglieder der von Vögele-Nostalgikern wohlmeinend beschriebenen *No Fashion/No Budget/No Problem*-Zielgruppe, so sieht's aus. Und das war schon so, als es die Italiener zum ersten Mal versuchten in *la Svizzera* – vor zehn Jahren übernahmen sie Teile von Au Bon Marché



Segler und Mitdesigner: Marco Vögele.

(ABM). Und zogen bald wieder ab. Darum stehen die OVS-Leute jetzt ziemlich doof da. Was wiederum nicht ganz fair ist: Fehler wurden gemacht, richtig. Doch finanziell war der Einsatz überschaubar: Sie haben 17 Millionen Franken (30 Prozent von 56 Millionen) hingelegt, der Rest kam von ihren Partnern. Und die Modehändler hatten, was man in der Wirtschaftssprache *upside* nennt, Aussicht auf Gewinn – sie durften *wholesale* (Grosshandel) Kleider liefern, um diese dann



Fokus auf der Kunst: Monica Vögele mit Gatte.

Retail (Einzelhandel) zu verkaufen. Und hätten zweimal verdienen können. Falls es funktioniert hätte.

Am Schluss dieses Artikels respektive der 63-jährigen Charles-Vögele-Firmengeschichte noch eine Zahl: 2255. So viele Mitarbeiter hatte OVS beziehungsweise Sempione Retail Anfang Juni in der Schweiz, in Österreich, Ungarn sowie Slowenien. Sie werden jetzt bestraft, ihre Jobs sind weg – sie hatten kein *upside*, nur ein *downside*. ○

Ausdorra

Stürzt der Überflieger ab?

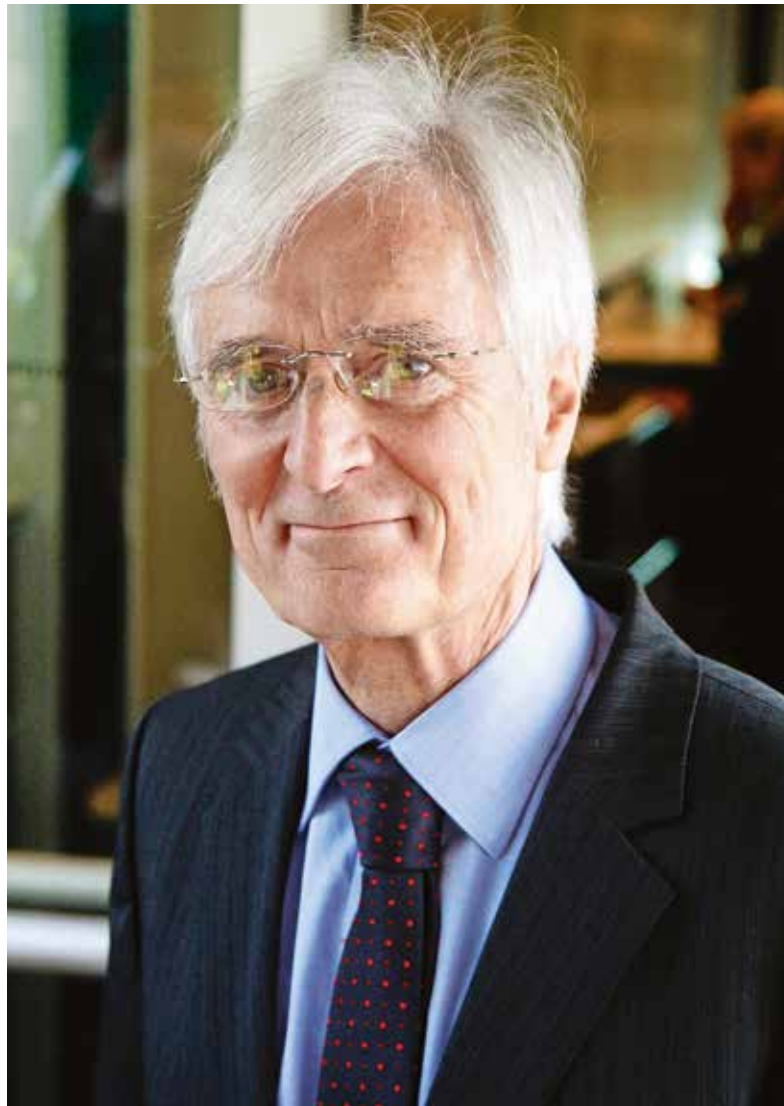
Peter Forstmoser gehört zu den renommiertesten Wirtschaftsanwälten der Schweiz. Jetzt bringt ihn seine Nähe zu Pierin Vincenz in Schwierigkeiten.

Von Christoph Mörgeli

Ein Anwalt kann reich werden. Aber nicht beliebig reich. Denn im Unterschied zu einem Unternehmer oder Spitzenmanager darf er seine Arbeitsleistung nur per Stundenansatz verrechnen. Zu den seltenen Ausnahmen dieser Regel gehört Peter Forstmoser. Der heute 75-Jährige konnte es sich schon als ordentlicher Professor für Privat-, Handels- und Kapitalmarktrecht an der Universität Zürich ausbedingen, nebenbei in einer Anwaltskanzlei zu arbeiten und hochdotierte Verwaltungsratsmandate und Verwaltungsratspräsidien zu halten. Diese Sonderbehandlung weckte den Neid weniger privilegierter Kollegen.

Sachlich richtig an ihrer Kritik ist zweifellos, dass Forstmoser zeitweise auf allzu vielen Hochzeiten tanzte. Sein engmaschiges Beziehungsnetz in die ersten Zürcher Wirtschaftskreise führte den renommierten Aktienrechtler an die Spitze unterschiedlichster Firmen. Egal, welche Produkte oder Dienstleistungen diese auf den Markt brachten: Alleskönner Forstmoser wusste Bescheid. Der überfliegende Professor verstand etwas von Unterhosen, Strapsen und Strümpfen (Hesta AG / Schiesser), von Stufenbohrern, Reib- und Feinbearbeitungswerkzeugen (Mikron AG), konstruktivem Ingenieurbau und Baugestaltung (Ernst Basler und Partner), Finanzbeteiligungen (Hyos Invest Holding, Remer Holding) sowie Finanz-, Unternehmens- und Organisationsberatung (Hema AG). Über sein Amt als Präsident der Swiss Re meinte Forstmoser gutgelaunt: «Zwei Drittel meiner Zeit verwende ich für die Swiss Re. Zwei Drittel für den Rest.» Dies wohl gemerkt 2005, als er noch auf seinem Lehrstuhl an der Universität sass und eigentlich hätte Studenten unterrichten sollen. Doch mit den drei Millionen, die der Aktienrechtler bei Swiss Re bezog, konnte die Uni nicht mithalten.

Wann immer es um die ganz grossen Kisten geht, muss Peter Forstmoser ran. Er verfasste jenen Vertrag, mit dem die Eidgenossenschaft



Strümpfe, Banken, Werkzeuge: Starjurist Forstmoser.

der UBS auf dem Höhepunkt der Finanzkrise 60 Milliarden Franken ausborgte. Er schrieb für Nestlé ein Gutachten, in welchem er (vergeblich) empfahl, ein Doppelmandat als Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsident zu vermeiden, sich aber strikt gegen ein statutarisches Verbot aussprach. Nachdem die Swissair und deren FDP-naher Verwaltungsrat gescheitert waren, stellte das FDP-nahe Multitalent den Verwaltungsrat der neuen Fluggesellschaft Swiss zusammen. Unter Forstmosers Präsidium verlor die Swiss Re zur Zeit der Finanzkrise Milliarden und stand zeitweise am Rand des Ruins; nach dem vorzeitigen Rücktritt ersetzte ihn ausgerechnet sein Vize Walter Kielholz, der Hauptverantwortliche für die verfehlte Finanzmarktprodukt-Strategie des Konzerns. In einer Arbeits-

gruppe von Economiesuisse half Forstmoser, einen Corporate-Governance-Kodex auszuarbeiten, was Ständerat Thomas Minder angesichts von dessen Widerstand gegen Aktionärsabstimmungen über Vergütungssysteme in der Bilanz so kommentierte: «Es ist, als würden wir die schärfsten Raser der Schweiz die Revision der Strassenverkehrsordnung legiferieren lassen – undenkbar.»

Zu sportlich unterwegs

Ist der noch immer drahtig-schlanke, persönlich anspruchslöse Peter Forstmoser in letzter Zeit beruflich zu sportlich gerast? Und kann er sich knapp am Rand des Orkans halten, der den Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz erfasst hat, oder nimmt auch der Ruf des Starjuristen Schaden? Die *Sonntagszeitung* hat aufgezeigt, dass die Firma EFG Financial Products Holding im Herbst 2012 den Börsengang wagte – und zwar unter dem neuen Namen Leonteq. Dass mit Peter Forstmoser im April 2012 just ein Vertrauter von Vincenz das Leonteq-Präsidium übernommen hat, sorgt heute für Stirnrünzeln. Denn Forstmoser hatte Vincenz 2009 mit einem Gutachten von internen Vorwürfen im Zusammenhang mit einer

anderen Firma reingewaschen. Da stellt sich im Nachhinein die Frage, ob es sich nicht um ein gutdotiertes Dankeschön des Bündners handelte, der bei negativer juristischer Beurteilung seinen Raiffeisen-Job verloren hätte.

Jedenfalls fliegt das auf den 1. September 2009 datierte Gutachten Peter Forstmoser um die Ohren. Es handelt sich bei der 37-seitigen Studie um einen Auftrag des damaligen Raiffeisen-Präsidenten Franz Marty, ehemals CVP-Finanzdirektor des Kantons Schwyz. Unangenehme Fragen der *Sonntagszeitung* haben 2009 Nervosität an der Raiffeisen-Spitze ausgelöst. CEO Pierin Vincenz hatte 2007 mit der Aduno-Kreditkarten-Gruppe die Firma Comtrain übernommen und war deshalb ins Gerede gekommen. Denn die Aduno (Präsident: Vincenz) gehörte hauptsächlich der

Raiffeisen, bei Commtrain war Vincenz gleichzeitig als privater Aktionär engagiert. Der Bündner hatte seinen ganz offensichtlichen Interessenkonflikt beim ganzen Handel für sich behalten. Gutachter Forstmoser tadelte Vincenz sachte wegen Verstosses gegen die «gute Praxis», nicht aber gegen das Recht. Dass Forstmoser den Auftrag annahm, obwohl ein Kanzleipartner damals ein Mandat von Raiffeisen hatte (heute ist er Vincenz' zivilrechtlicher Anwalt), wird heute als Interessenkonflikt verdächtigt. Misstrauen schürt auch die Vermutung, dem Gutachter seien geschönte Fakten unterbreitet worden.

Wie profitierte Forstmoser?

Nun spielt der Deal von Raiffeisen/Aduno/Commtrain eine Schlüsselrolle rund um die Verhaftung von Pierin Vincenz und dessen engem Vertrauten, dem Aduno-Chef und Commtrain-Beteiligten Beat Stocker. Vincenz und Stocker hatten zusammen ein Beteiligungsvehikel gegründet und verdienten an der Commtrain-Übernahme innert Jahresfrist mehr als 400 Prozent. Dies kommentierte Gutachter Forstmoser laut *Sonntagszeitung* zwar als «erheblichen Gewinn in kurzer Zeit»; es handle sich aber dennoch um Geschäfte zu Konditionen, wie sie auch gegenüber Dritten gewählt würden («at arm's length»). Auch habe Vincenz ursprünglich

nicht wissen können, dass Aduno die Firma Commtrain übernehmen werde. Dass es angeblich kein «Handeln auf beiden Seiten» gegeben hat, scheint durch die Fakten widerlegt. Forstmoser kam auch zum Schluss, dass die in einem Handbuch festgelegten Regeln nur für Mitarbeiter von Aduno und Raiffeisen gelten, nicht aber für Verwaltungsräte. Der rechtlich ungeahndet gebliebene Devisenhandel von Ex-Nationalbank-Chef Philipp Hildebrand lässt grüssen. Immerhin rügte Forstmoser, dass Pierin Vincenz gegen die Raiffeisen-Regeln der Ausstandspflicht verstossen habe, um ihm auf der Schlussseite dennoch den Persilschein auszustellen, er habe gegen keine Regeln verstossen.

Dass sich der willige Gutachter Peter Forstmoser von Vincenz als Präsident von Leonteq installieren liess, scheint angesichts der heute bekannten Fakten unschön. Auch Vincenz engagierte sich im Verwaltungsrat von Leonteq, und seine Bank war bald schon deren grösster Aktionär. In der Ära Forstmoser, nämlich im Juli 2014, kam es zu einer Kapitalerhöhung und zum Kauf von Bezugsrechten für die neuen Aktien durch Raiffeisen, damals unter CEO Pierin Vincenz. Wie das Finanzportal *Inside Paradeplatz* kurz danach berichtete, soll Raiffeisen die Aktien der von Forstmoser präsidierten Firma um 75 Millionen überzahlt haben – ein «Preis wie von einer andern Galaxie». Die

auffallenden Kurssprünge von Leonteq waren verschiedentlich ein Thema, doch Voruntersuchungen der Börse versandeten. Vincenz' persönliche Aktien waren zeitweise 6 Millionen Franken wert. Als der Raiffeisen-Chef Ende September 2015 seinen schon länger angekündigten Rücktritt überraschend wahr machte, sackte die Leonteq-Aktie ab. Anfang 2016 trat Peter Forstmoser vom Präsidium zurück und wurde von Vincenz abgelöst. Wenn sich die Juristen abseilen – so eine bewährte Regel im Wirtschaftsleben –, ist für die Verbleibenden Furcht vor den Gesetzen geboten. Der rührige Professor hat in den fünf Jahren seines Wirkens bei Leonteq allein an Honoraren 831 000 Franken bezogen.

Gut möglich, dass sich die laufenden Untersuchungen in nähere Details vertiefen. Peter Forstmoser hält noch immer 11 242 Leonteq-Aktien. Zu seinem Engagement nimmt er wie folgt Stellung: «Ich bin bei der Leonteq (damals noch EFG Financial Products) 2012 eingetreten und kurz danach zum Verwaltungsratspräsidenten ernannt worden, um den Börsengang der Gesellschaft zu begleiten und die Einrichtung einer guten Governance-Struktur für die neu kotierte Gesellschaft zu unterstützen. Diese «Gründungsphase» war 2015 abgeschlossen, weshalb ich mich – im besten Einvernehmen mit allen – an der folgenden Generalversammlung nicht zur Wiederwahl gestellt habe.» ○

Andorra

Online-Zahlungen für einzelne Länder sperren oder erlauben.
Mit den persönlichen Sicherheitseinstellungen.

UBS Digital Banking. Ganz praktisch.

ubs.com/digital



1. Arbeitslosenquote

USA, 1995 bis 2018, in Prozent



QUELLE: BUREAU OF LABOR STATISTICS

2. Index der KMU-Zuversicht

USA, 1995 bis 2018, in Punkten (Index: 1986 = 100)



QUELLE: NATIONAL FEDERATION OF INDEPENDENT BUSINESS

Wiederauferstehung von Reagan und Thatcher.

Trumps Wirtschaftswunder

Die Querelen nach dem G-7-Gipfel übertönen dessen wichtigste Botschaft: Donald Trump schlägt den anderen Staatenlenkern einen radikalen Zollabbau vor. Derweil befeuern seine liberalen Reformen die amerikanische Wirtschaft: Selten waren die Zahlen besser. *Von Florian Schwab*

Mit einem Donnerschlag endete das Gipfeltreffen der Wirtschaftsmächte in Kanada. Donald Trump zog per Twitter seine bereits zugesagte Unterschrift unter die gemeinsame Erklärung zurück. Zur Begründung führte er «Justins falsche Aussagen» bei der Abschlusspressekonferenz des Gipfels an. Darin hatte Justin Trudeau, der kanadische Premierminister, die Begründung für die US-Zölle auf Aluminium und Stahl als «unfair und beleidigend» bezeichnet sowie «Gegenmassnahmen» angekündigt.

Das war nichts, was Trudeau nicht bereits vor dem Gipfel gesagt hätte. Was brachte den US-Präsidenten also so in Rage? Offensichtlich kam die Attacke für Trump aus heiterem Him-

mel, und er reagierte entsprechend impulsiv. Trumps ökonomischer Chefberater Larry Kudlow, der bei den Gesprächen mit Trudeau anwesend war (und der drei Tage nach dem Gipfel einen leichten Herzinfarkt erlitt), beschrieb die Stimmung zuvor als konstruktiv. Auf CNN sagte er am Sonntag, Trump und Trudeau seien im Zwiegespräch einer Einigung im kanadisch-amerikanischen Handelsstreit recht nahe gekommen. Der US-Präsident sei an dem Treffen als «Teamspieler» aufgetreten und habe beim Abschlusstext Kompromisse akzeptiert.

«Schauspiel-Einlage» mit Folgen

Dass es überhaupt ein solches Communiqué mit der Unterschrift Trumps gab, ist nicht

selbstverständlich. Schliesslich war die Ausgangslage äusserst spannungsgeladen. Die amerikanischen Zölle auf Aluminium und Stahl, die Trump Anfang Juni auf die EU und Kanada ausgedehnt hatte, sorgte im Vorfeld für einen rhetorischen Schlagabtausch. In ihrem gemeinsamen Abschlusstext betonten die Staatenlenker nun die «entscheidende Rolle des regelbasierten Welthandels» und versprochen, «Protektionismus zu bekämpfen».

Gemäss amerikanischer Wahrnehmung herrschte ein (stillschweigendes?) Einvernehmen zwischen Trump und den anderen Staatenlenkern, insbesondere mit Gastgeber Trudeau: Die USA liessen den Gipfel zu einem Erfolg werden, auch wenn ihnen man-

3. Index der Konsumentenzuversicht

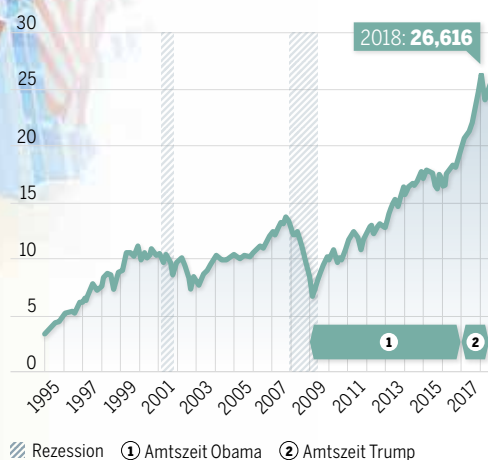
USA, 1995 bis 2018, in Prozent (Index 1966: Q1=100)



QUELLE: UNIVERSITÄT MICHIGAN

4. Dow-Jones-Index

1995 bis 2018, in tausend Punkten



QUELLE: YAHOO FINANCE

handels, dass es den übrigen Teilnehmern die Sprache verschlug. Auf seinen revolutionären Vorschlag meldeten sich sofort die Bedenken-träger zu Wort, die ansonsten das Hohelied des Freihandels singen.

Der wirtschaftspolitische Graben zwischen den USA und den anderen Ländern betrifft bei weitem nicht nur die Zölle. In den USA dereguliert Trump, was das Zeug hält. Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann von der Universität Zürich bezeichnet es als die «vermutlich schnellste und umfassendste Deregulierung in der Geschichte der USA». Die Behörden werden angehalten, ihren Ermessensspielraum wirtschaftsfreundlich zu nutzen. Und Trump hat die Steuern gesenkt.

Die anderen Länder der G-7 bieten ein anderes Bild. Die deutsche Bundesregierung sieht trotz guten Wirtschaftszahlen keinerlei Veranlassung für Steuersenkungen. Und der französische Präsident Emmanuel Macron will die Europäische Union auf dem französischen Weg weiterführen, auf dem der Staat die Wirtschaft steuert und lenkt. In Nordamerika gilt Kanada derweil als sozialdemokratisches Musterland mit hohen Steuern und hohen Mindestlöhnen. Während in den USA die Energie billig ist, wird sie in vielen Ländern Europas durch Energieabgaben verteuert.

Trumps brachialer Wirtschaftsliberalismus wirkt fast ein bisschen wie eine Wiederauferstehung von Reagan und Thatcher und einer Politik, die bis vor kurzem unter Ökonomen und in internationalen Organisationen wie der OECD als hoffnungslos antiquiert galt.

Wie erfolgreich ist Trumps Politik? Lassen wir die Zahlen sprechen.

1 — Beschäftigung. Laut dem amerikanischen Büro für Arbeitsmarktstatistik gingen im Mai 155,5 Millionen Amerikaner einer bezahlten Arbeit nach. Das sind 5 Millionen mehr als bei Trumps Amtsantritt im Januar 2017. Erstmals seit den späten 1990er Jahren übersteigt die Zahl der offenen Stellen die Zahl der arbeitslos gemeldeten Personen. Die Arbeitslosigkeit ist mit 3,8 Prozent so tief wie zuletzt 1969 (Grafik 1, Seite 42). Von der Entwicklung profitieren auch besonders stark von Arbeitslosigkeit betroffene Minderheiten. Unter Schwarzen sank die Quote jüngst auf 5,9 Prozent, der tiefste Wert seit Einführung der Messung im Jahr 1972. Bei den Latinos beträgt der Wert 4,9 Prozent (gegenüber dem Rekordtief von 4,8 Prozent im Jahr 2006).

Selbst der Anteil der Beschäftigten an der Gesamtbevölkerung, der durch keine Statistik verfälscht werden kann, zeigt nach oben: In der zentralen Altersgruppe der 25- bis 54-Jährigen hat sich der Anteil der Menschen, die einer bezahlten Arbeit nachgehen, unter Trump von 77,7 auf 79,2 Prozent erhöht. Eine markante Steigerung angesichts der Tatsache, dass dieser Indikator politisch nur schwer zu beeinflussen ist. >>>



Inside Washington

Wilder Stier

Hollywood-Held ausser Rand und Band: Zwei Wörter reichen für eine stehende Ovation.

Robert De Niro, zweimaliger Oscar-Preisträger und Werbeträger von American Express, schleudert den Amerikanern zwei Wörter hin: «Fuck Trump!» Letzten Sonntag stand der Star von «Raging Bull» bei der Verleihung der Tony Awards auf der Bühne, ballte die Fäuste und brüllte seine ganze Wut auf Präsident Trump heraus, den er zuvor schon als «bullshit artist», als «fucking idiot», «fucking fool» und als «our baby-in-chief» bezeichnet hatte.

Das Publikum jubelte mit stehenden Ovationen. Mark Hamill, altgedienter «Star Wars»-Veteran, zuletzt ein grauhaariger und gealterter Luke Skywalker, twitterte: «Wie bekommt man stehende Ovationen bei den Tonys? Sag den Leuten, was sie hören wollen... das kommt immer gut an!!! #SpeakingTruthToPower #Tuck-Frump.» Andere gaben jedoch zu bedenken, dass sich De Niros spontaner Wutausbruch als Bumerang erweisen könne. Kenneth Lonergan, laut *Washington Post* «liberaler Bühnenautor und Oscar-gekrönter Drehbuchschreiber», erklärte gegenüber der Zeitung: «Viele Leute finden Robert De Niro bestimmt gut. Aber wird er irgendjemand überzeugen? Das ist doch nur Wasser auf die Mühlen der Rechten.»

Keiner der festlich gekleideten Anwesenden, die De Niro so begeistert applaudierten, schien einen Gedanken an die amerikanischen Familien verschwenden zu wollen, an Durchschnittsverdiener, viele von ihnen Trump nicht abgeneigt, die einmal in ihrem Leben eine echte New Yorker Broadway-Show erleben wollen. Die billigsten Eintrittskarten für eine sonntägliche Matinee-Vorstellung von De Niros Musical «A Bronx Tale», das gegenwärtig am Broadway läuft, kosten 98 Dollar. Bei einer vierköpfigen Familie sind das 392 Dollar – viel Geld; da kann es schon vorkommen, dass man eine, zwei F-Bomben fallenlässt, während man sich in die hintersten Plätze zwingt. Amy Holmes

Investitionen

Magnet USA

Die Schweiz ist die sechstgrösste Direktinvestorin in den USA. Tendenz stark steigend.

311 Milliarden US-Dollar – auf diesen Betrag summieren sich sämtliche Schweizer Direktinvestitionen aus der Vergangenheit in den USA. Damit hat die Schweizer Wirtschaft fast ein halbes Jahreseinkommen in den USA investiert. Dies besagen die Daten des US-Handelsministeriums für Ende 2016. Somit ist die Schweiz nach dem Vereinigten Königreich, Japan, Luxemburg, Kanada und den Niederlanden der sechstgrösste Direktinvestor in den USA.

Neue Erhebungen der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer (Amcham) deuten darauf hin, dass das Investitionsvolumen im Jahr 2017 nochmals kräftig zugelegt hat. Die Handelskammer hat für Ende 2017 einen Wert von 334 Milliarden Dollar errechnet.

Laut dem US-Botschafter in Bern, Edward McMullen, hat die Dynamik in den ersten Monaten des Jahres 2018 nochmals «deutlich angezogen». In der US-Botschaft in Bern sei ein Vollzeit-Mitarbeiter mit der Betreuung von Schweizer Interessenten für das Programm «Select USA» betraut, welches sich vor allem an Grossunternehmen richtet. «Die Steuerreform und die Deregulierung durch die Regierung Trump haben die USA für ausländische Investitionen attraktiver gemacht», hält McMullen fest.

Potenzial für Schweizer KMU

Der Botschafter betont, dass diese Investitionen «keine Einbahnstrasse» seien. So profitierten Schweizer Investoren vom Wirtschaftsaufschwung in den USA, und die Schweizer Investments lösten häufig auch Investitionen in umgekehrter Richtung aus. Tatsächlich haben die US-Direktinvestitionen in der Schweiz von 129 Milliarden im Jahr 2013 auf 201 Milliarden im Jahr 2017 zugenommen.

Martin Naville, CEO der Handelskammer, bestätigt den Gesamteindruck. Die USA seien in den letzten zehn Jahren für Schweizer Firmen zunehmend interessant geworden. Als wichtigste Gründe betont er das Potenzial des Marktes, die gesunkenen Energiekosten und «die regulatorischen Reformen der Regierung Trump sowie die Steuerreform, welche zuletzt das Tempo noch etwas beschleunigt haben».

Wie gross die Auswirkungen von Trumps Wirtschaftspolitik tatsächlich sind, lässt sich

heute schwer abschätzen. Die entsprechenden Statistiken werden erst mit gut einem Jahr Verzögerung veröffentlicht. Auch die Firmen lassen sich bei ihrer Budgetplanung nur eingeschränkt in die Karten blicken.

Eine Umfrage der *Weltwoche* unter SMI-Konzernen zeigt aber, dass substanzielle Investitionsprojekte laufen. So hat ABB letztes Jahr den Kauf der amerikanischen GE Industrial Solutions für 2,6 Milliarden Franken angekündigt. Roche hat seit Jahresbeginn Tochterunternehmen für 2 Milliarden Franken erworben. Nestlé schreibt, die Steuerreform generiere nebst wiederkehrenden Ersparnissen von jährlich rund 325 Millionen US-Dollar einen einmaligen positiven Effekt von rund 922 Millionen Dollar. Diese Beträge werde man «zugunsten einer Wachstumsstrategie in den USA» reinvestieren.

Der US-Botschafter hat die Entwicklung der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen zu seiner Priorität erhoben. Er wird in Kürze einen neuen Mitarbeiter anstellen, der Schweizer KMU beim Sprung in die USA beraten soll. Henrike Schneider, Chefökonom des Gewerbeverbands, sieht grosse Möglichkeiten: «Umfragen zeigen, dass Schweizer KMU mehr Potenzial im US-amerikanischen Markt sehen als im europäischen.» *Florian Schwab*



«Keine Einbahnstrasse»: Edward McMullen.

Die Entwicklung der Löhne hinkt dem allerdings hinterher. Unter Berücksichtigung der Inflation ist diese bislang unter Trump flach verlaufen. Doch Experten rechnen damit, dass der zunehmend ausgetrocknete Arbeitsmarkt auch hier eine Dynamik in Gang setzen wird. Der Chefökonom von Goldman Sachs, Jan Hatzius, erwartet 2018 eine Steigerung von 3 bis 3,5 Prozent. Bei einer Inflationsrate von 2 Prozent bedeutet dies immerhin 1 bis 1,5 Prozent mehr Kaufkraft.

2 — Wirtschaftswachstum. In der G-7-Gruppe präsidiert Trump derzeit über die höchste Wachstumsrate beim Bruttoinlandprodukt (BIP). Gemäss Zahlen der OECD wuchs die Wirtschaft in den USA im ersten Quartal 2018 um 2,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Das BIP-Wachstum war damit um 0,5 Prozentpunkte besser als in Kanada und Deutschland. Was die Prognose für 2018 betrifft, so halten die USA die übrigen G-7-Staaten weiterhin auf Distanz: 2,9 Prozent soll das Wirtschaftswachstum in den USA dieses Jahr gemäss Internationalem Währungsfonds und OECD betragen.

3 — Zuversicht. Ein wichtiger Indikator für die zukünftige Wirtschaftsentwicklung ist die Zuversicht der Konsumenten und Produzenten. Die Produzenten investieren, wenn sie zuversichtlich sind; die Konsumenten konsumieren, wenn sie zuversichtlich sind. In beiden Gruppen sind die Werte der USA derzeit hervorragend. Der von der National Federation of Independent Business erhobene Index der KMU-Zuversicht macht seit der Trump-Wahl im November 2016 Luftsprünge (Grafik 2, Seite 42). Und auch die Konsumentenzuversicht ist so hoch wie seit 2003 nicht mehr (Grafik 3, Seite 43).

4 — Unternehmensgewinne und Börse. Die Börsenentwicklung in der Amtszeit von Donald Trump war insgesamt erfreulich. Der Dow Jones Industrial Average legte zwischen der Amtseinführung des Präsidenten am 20. Januar 2017 und heute um 5000 Punkte zu (Grafik 4, Seite 43). Besonders gut verlaufen auch die Unternehmensgewinne. Gemäss UBS-Analysten betrug der Gewinn pro Aktie im amerikanischen S&P-500-Index letztes Jahr 131 US-Dollar (2016: 119 Dollar). Für das Jahr 2018 rechnet die Grossbank sogar mit 151 Dollar pro Aktie.

Die Wirtschaftsdaten sind so gut, dass auch eingefleischte Kritiker nicht umhinkommen, Trumps diesbezüglichen Erfolg zu loben. Die den Demokraten zuneigende *New York Times* titelte: «Uns fehlen die Worte, um zu beschreiben, wie gut die Jobzahlen sind.» Und die Wirtschaftsagentur Bloomberg News spottete über die rosarot gefärbte Politik in Kanada: «Trudeaus Hipster-Ökonomie sah gut aus, bis Trump die Steuern senkte.» Der kanadische Premierminister lernte in Québec seinen Meister kennen. Könnte es sein, dass er auch deshalb zu seinem Schlag gegen Trump ausholte? ○

Marion ohne «Le Pen»

Marion Maréchal legt den Namenszusatz Le Pen ab. Im Herbst nimmt ihre politische Akademie in Lyon den Lehrbetrieb auf. Sie ist die Hoffnungsträgerin für die Wiedervereinigung der bürgerlichen und der extremen Rechten: «Génération Marion» mobilisiert gegen Macron. Von Jürg Altwegg

Mitten im Wahlkampf vor einem Jahr verkündete sie ihren Abschied aus der Politik, auf eine Wiederwahl ins Parlament verzichtete sie. Im vergangenen Februar hatte Marion Maréchal-Le Pen ihren grossen Auftritt vor den Republikanern in den Vereinigten Staaten: «Die zweitbeste Rede nach jener von Trump», schwärmte Steve Bannon. Jetzt ist sie auch in Frankreich in der Öffentlichkeit zurück: Nach den Sommerferien wird ihre politische Akademie in Lyon den Betrieb aufnehmen. «Issep» heisst die Kaderschmiede, das Kürzel steht für «Institut de sciences sociales, économiques et politiques».

Der Medien-Hype begann, als die 28 Jahre alte Politikerin in den sozialen Netzwerken aus ihrem Namen den Zusatz «Le Pen» strich. Ihrer Herkunft hatte sie ihren rapiden Aufstieg zu verdanken, jetzt vollzieht sie den Bruch mit den familiären Altlasten. Am Wochenende gewährte Marion Maréchal – ohne «Le Pen» – dem *Figaro*-Magazin ein Interview: «Unsere einzige Ideologie ist die Ablehnung jeglichen Sektierertums», umreisst sie den Lehrplan. Sie versteht das durchaus als Kampfansage an die linke Hegemonie in den staatlichen Schulen, das Resultat eines «Kulturkampfes seit siebzig Jahren». Sie beruft sich auf den marxistischen Philosophen Gramsci, den Theoretiker der Machtergreifung auf dem Umweg über die Kultur. «Doch wir sind dem intellektuellen Pluralismus verpflichtet. Auf dem Programm stehen sowohl Adam Smith wie die Lehre des heiligen Thomas von Aquin.»

Geniestreich Mitterrands

Ihr politisches Bewusstsein führt Marion Maréchal auf den Einfluss des Historikers Jacques Bainville zurück, der ein Weggefährte des faschistischen Dichters Charles Maurras von der Action française war. Mit Maurras, erklärt die Enkelin von Jean-Marie Le Pen, sei vor hundert Jahren die «nationale und soziale Rechte» entstanden, doch sie wirft ihm auch vor, diese in «eine Form von Intellektualismus ohne grossen politischen Nutzen eingeschlossen» zu haben. Als weitere Leuchttürme nennt sie Benjamin Constant und Georges Bernanos sowie den Philosophen und Ex-Kommunisten Jean-Claude Michéa. Auch Bérénice Levet, Pierre Manent,



Instinkt und Strategie erinnern an Macron: Marion Maréchal.

Marcel Gauchet und Laetitia Strauch-Bonart sind keine neofaschistischen Theoretiker und gehören nicht zu den meinungsführenden Intellektuellen, die vor Macrons Überraschungssieg den keineswegs falschen Eindruck erweckten, dass die Linke die Hegemonie verloren und die Neue Rechte den Kulturkampf gewonnen habe. Die *nouvelle droite* hatte ihn nach der Machtübernahme durch Mitterrand aufgenommen – und sich bereits auf Gramsci bezogen.

Nach 1945 waren die Kommunisten im linken Lager die führende Kraft. Noch als Juniorpartner zeigte sich Mitterrand zur neuen Volksfront mit ihnen bereit – prompt wurden sie von den Sozialisten überholt. Es war ein Geniestreich Mitterrands, die Kommunisten, auf die er im Parlament gar nicht mehr angewiesen war, in die Regierung zu holen: In der Umarmung besiegelte er ihren Niedergang ein Jahrzehnt vor dem Ende der Sowjetunion.

Sein zweiter Geniestreich war die Förderung des unbedeutenden Front national. Rechts-

extremes Gedankengut war seit 1945 tabu. Mitterrand veränderte das Wahlsystem. Es war für die Gaullisten Chirac, Sarkozy und Fillon unvorstellbar, irgendein Wahlbündnis mit ihren historischen Feinden zu schmieden. Wo immer es sich anbahnte, wurde das Gespenst einer Rückkehr der Faschisten mobilisiert. Es blieb der beste Alliierte der Linken. Jede Wahl der letzten dreissig Jahre war von der Abgrenzung zwischen der demokratischen und der «faschistischen» Rechten geprägt. Bis im vergangenen Jahr mit Marine Le Pen erstmals die extreme Rechte die gemässigte Rechte aus der Stichwahl verdrängte. Die Sozialisten hatten nie Skrupel bezüglich ihrer Allianz mit den Kommunisten.

Macrons Politik entspricht dem Programm des moderaten Republikaners Alain Juppé, mit dem dieser in der parteiinternen Vorwahl gegen François Fillon unterlegen war. Der neue Parteichef Laurent Wauquiez hält am antitotalitären Imperativ fest, doch sein Programm «Damit Frankreich Frankreich bleibt» unterscheidet sich kaum von jenem des Front national. Dieser heisst seit ein paar Tagen definitiv *Rassemblement national*: Auch Marine Le Pen will sich vom extremen Rand absetzen. Den Vater hatte sie wegen seiner Auschwitz-Provokationen aus der Partei geworfen. Seit dem

Debakel im TV-Duell gegen Macron sieht ihre Zukunft eher düster aus.

«Génération Marion» überschrieb am vergangenen Sonntag das *Journal du Dimanche* eine Analyse der Bewegungen und Annäherungen innerhalb der Rechten. Sie sind nach Macrons Sieg in Gang gekommen. Maréchals politischer Instinkt und ihre Strategie erinnern durchaus an Macron, der ebenfalls den Bruch vollzog. Mit ihrem jugendlichen Alter und ihren Äusserungen im *Figaro*-Magazin, an deren politischer Korrektheit es wenig zu mäkeln gibt, emanzipiert sie die Rechte von ihrem ideologischen Sündenfall unter Vichy. Die Wiedervereinigung der gemässigten und der extremen Rechten zeichnet sich unter anderen Vorzeichen ab als die Annäherung von Kommunisten und Sozialisten vor dreissig Jahren: Auch die Republikaner sind völlig auf die Hoffnungsträgerin fixiert. Das Programm und die neue Elite entstehen an der Issep, die Stossrichtung steht fest: mit Marion gegen Macron. ○



Die Erfolgreichsten auf Instagram: Kylie Jenners Baby, Cristiano Ronaldo mit Freundin, Beyoncé, Ariana Grande, Kim Kardashian und Selena Gomez



auf Instagram (von oben links nach unten rechts).

Ikone der Woche

Gekommen, um zu bleiben

Von Claudia Schumacher

Für alle, die dachten, sie könnten dieses Instagram-Dings einfach aussitzen, kommt jetzt die grosse Enttäuschung: Die Internetplattform zum Teilen von Fotos dürfte bereits die Marke von einer Milliarde Nutzern geknackt haben und diesen Meilenstein in Kürze verkünden. Vielleicht ist es schon in den nächsten Tagen so weit. Das schätzen zumindest die Experten von *Techcrunch*, einem führenden Nachrichtenportal für Internetunternehmen, aufgrund der bisherigen Wachstumsgeschwindigkeit des Netzwerks.

Instagram ist also gekommen, um zu bleiben. Und auch wer bisher der Meinung war, es handele sich hier nur um einen Tummelplatz für die Jungen, die Dummen und die Selfie-Süchtigen, sollte jetzt vielleicht trotzdem mal mit dem Gedanken spielen, sich auch so einen Account einzurichten und anderen für ihre Fotos Herzchen zu schenken. Denn Instagrams Chancen stehen gut, dass Sie es früher oder später eh tun. Und je später Sie es tun, desto mehr ärgern Sie sich über Ihr Hinterherhinken. Dann haben die anderen schon ganz viele Follower und Sie noch keinen.

Frauen, Babys, Tierchen

Heute schon hat Instagram, das zu Facebook gehört, fast so viele Nutzer wie Whatsapp und bereits halb so viele Nutzer wie Facebook selbst – das zwar noch die Nase vorne hat, auf dem sich aber kaum noch Junge anmelden.

Was müssen Sie als frisch hinzustossender Nutzer also wissen? Die Sache mit dem Food und dem Hashtag «foodie», den man unter ein Foto seines Essens setzt, funktioniert zwar noch – aber nicht mehr so gut wie auch schon. Wenn Sie richtig viele Herzchen gewinnen wollen, dann machen Sie ein Baby und fotografieren es. Das erfolgreichste Bild aller Zeiten auf Instagram (gibt's seit 2010) ist das Foto, mit dem Kylie Jenner den Namen ihrer Tochter Stormi Webster verkündete. Es bekam achtzehn Millionen Herzchen. Das zweiterfolgreichste Bild, mit dreizehn Millionen Herzchen, ist das erste von Jenner und Stormi zusammen. Platz drei: Cristiano Ronaldos Ankündigung des vierten Kindes. Platz vier: Beyoncé kündigt ihre Zwillinge an. Und dann geht's schon wieder weiter mit Kylie Jenner ... Links zeigen wir übrigens die Menschen mit den erfolgreichsten Instagram-Accounts. Wie Sie sehen, lohnt es sich, im Netzwerk der Zukunft eine Frau zu sein. Oder ein Tierchen – die kriegen auch sehr viele Likes, besonders die Katzen. Wir sehen uns auf Instagram!

Stolz aufs Wallisertiitsch

Der Walliser Dialekt floriert. Gerade bei den Jungen, die ihn pflegen und lustvoll weiterentwickeln. Anders als das Rätoromanische wurde das Walliserdeutsch nie staatlich gefördert – was womöglich seine Rettung war. *Von Luzius Theler*

Walliserdeutsch sei kein Dialekt, sondern eine mittelhochdeutsche Sprachform, wie sie auch in den Niederlanden und in Dänemark in Varianten gesprochen werde, sagt der Zürcher Kommunikationsberater Klaus J. Stöhlker. Mit Überzeugung. «Es ist die Sprache der Walser, der Urbevölkerung des Oberwallis.» Der gebürtige Deutsche kennt sich aus. Denn mit der ihm eigenen Neugierde und Akribie macht er sich seit vielen Jahren kundig über Geschichte und Geschicke eines eigenwilligen und eigen-sinnigen Volksschlages.

In einer friedlichen Invasion kolonisierten die Walser über die Jahrhunderte die hochgelegenen, unwirtlichen Talschaften im Alpenbogen, oft unter unsäglichen Entbehrungen. Stöhlker sieht deren Erbe bedroht: «Früher wurde das echte Walsertum gefördert. Jetzt zerfällt die Sprache; denn die jungen Walliser verstehen schon ihre Eltern nicht mehr, weil diese viele für sie unbekannte Begriffe benutzen.» Er warnt: «Hier geht eine Kultur unter!»

«Gutdeutsch» und «Schlechtdeutsch»

Es sind die Sorgen und Ängste eines Liebenden. Denn seit der erfolgreiche Berater vor Jahrzehnten sein Herz in Unterbäch im Oberwallis an seine heutige Frau und ihre Heimat verloren hat, beschäftigt er sich mit Herkunft und Eigenheiten der Walser. Sein Abgesang an die altüberlieferte Walliser Sprache ist aber nur dann gerechtfertigt, wenn die eng mit der

Berglandwirtschaft zusammenhängenden Sprachelemente gemeint sind.

Während sich viele tradierte Begriffe im Weinbau und in der Viehzucht halten, ging der Wortschatz für den Ackerbau selbst bei älteren Leuten verloren. Der Grund ist simpel: Der Hobby-Weinbau wird noch eifrig gepflegt, Schwarznasenschafe, Schwarzhalsziegen und Kampfkühe noch häufig gehalten; der Anbau vor allem von Roggen jedoch erlebte bereits vor Jahrhunderten eine erste Krise. Die Kartoffel mit ihrem höheren Nährwert pro Flächeneinheit füllte ab dem 18. Jahrhundert die vielen hungrigen Bäuche an den Tischen der Bergbauernfamilien besser als Getreide.

Im konservativen Alpenbogen, wo selbst eine kleine Abweichung von Erfahrungswerten – etwa im Umgang mit Schnee und

«Dialekt heisst doch letztlich, so zu sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist.»

Steinschlag oder bei Anbaumethoden – Hunger und Tod bedeuten konnte, haben sich laut dem legendären Ethnologen Arnold Niederer einzig zwei Neuerungen auf Anhieb etabliert: die Kartoffel und das Skifahren. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges setzte der rasante Niedergang der wenig ergiebigen Ackerwirtschaft ein. Seither wird das Brot vom Tal hinauftransportiert. Mit dem Ackerbau

verschwand über Jahrtausende erworbenes Wissen und Können und damit eine ganze eigene Welt von sprachlichen Begriffen.

Die Befürchtungen um den Weiterbestand des Walliser Dialekts als Gesamtes sind allerdings unbegründet. Die Oberwalliser Sprache lebt. «Seit über hundert Jahren gibt es in wissenschaftlichen und elitären Kreisen die Auffassung, Dialekt sei ein Kulturerbe, das es möglichst unverändert zu bewahren gelte», sagt der Volkskundler Thomas Antoniotti. «Darum fürchtet man seither, der Dialekt verflache oder sterbe gar aus.» Dies sei aber falsch. «Dialekt heisst doch letztlich, so zu sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist.»

Tatsächlich sind die Zeiten vorbei, in denen die Schriftsprache als «Gutdeutsch» und der Dialekt als «Schlechtdeutsch» galten. Im deutschsprachigen Wallis wird sogar an Kulturveranstaltungen, auf politischen Podien, bei zahlreichen Theateraufführungen und zunehmend in der Werbung die eigene Sprache benutzt. Dies manchmal sehr zum Ärger Französischsprachiger, die nicht einmal einem einfachen Dialog zu folgen vermögen. Dabei kannte das Welschwallis eigene Sprachen, die an das Provenzalische anklagen. Doch die übereifrigen Epigonen des kleinen Korsen namens Napoleon sorgten nach ihrer Befreiung von der Oberwalliser Vorherrschaft dafür, dass die Benutzung des Dialektes in den Schulen gar unter Strafe gestellt wurde. Die Sprache ihrer Vorfahren findet sich nur noch als folk-



Tradierte Begriffe aus Weinbau und Viehzucht: Dorfleben in den 1940er Jahren.



Eine ganz eigene Welt: Zmutt ob Zermatt.

Kostproben zum Walliserdeutsch

Är het leid sakramentiert, wem mu an Scaja ischt uf du Tschaaggo khit. D andru heind numma gschgattot.
Er hat lauthals geflucht, als ihm ein Stein auf das Bein fiel. Die anderen haben nur gespottet.



Äs het uhefli und schee gfallgot.
Es hat ausgiebig geregnet.

Äs ischt chepfischus und versatzts.
Es [das Kind] ist trotzig und widerpenstig.

Chunsch gseh hanscha seischt ra nimmä Bach.
Ein Lötschentaler auf die Frage eines Gastes, was denn die Lonza für ein Bach sei. Seine Antwort: «Wenn sie so kommt, wie ich sie kommen gesehen habe, sagst du ihr nicht mehr Bach.»

Sienta is an bitz an uwaatlische.
Manchmal ist er ein wenig unangenehm oder böseartig.

Schi het gipoffet.
Sie [die Kuh] hat eine Drohhaltung eingenommen.

Di gehnt numma umbrüf uf der Schgajo ver ambri z lozze.
Die gehen nur auf einen Berg, um dann runterzuschauen.

Nü sindsch de vellig z Fitlo vorcho.
Letzthin sind sie in Streit geraten.

Är het an settigi Brati glaffu, dass sus Schini het miessu under z Üögs näh.

Er war so betrunken, dass ihn seine Frau am Arm nehmen musste.

Endungen und Formen ändern je nach Regionen innerhalb des Oberwallis. So enden im Dialekt von Naters viele Wörter auf «u», während sie in jenem von Brig-Glis auf «e» enden: «chöüfe» oder «chöüfu» für kaufen. Dabei liegt zwischen den beiden Ortschaften nur gerade der Rotten, also die Rhone. Am Tonfall und an der Wortwahl kann man noch heute mühelos heraushören, aus welcher Region ein Oberwalliser kommt.



Eigenwilligste Gesteinsaufhäufung der Alpen: Tschägäggättä und Ringkuhkämpfe.

loristisches Relikt – sie ist tot. Antonietti erklärt: «Ein Dialekt, der im Alltag gesprochen wird, kann gar nicht aussterben. Er verändert sich aber zwangsläufig.» Der Dialekt sei per definitionem eine nichtnormierte Sprache. «Deshalb verlieren sich gewisse Unterschiede, andere entstehen.»

Wie der Dialekt heute gelebt wird, zeigt eine Beobachtung auf dem Pausenplatz in Zermatt. Eine Gruppe von Schülern unterhält sich im typischen Singsang der melodisch-feinen Ausbildung des Oberwalliser Dialekts am Fusse der eigenwilligsten Gesteinsaufhäufung der Alpen. Mit einem Male wechseln zwei der Jugendlichen kurz in eine Fremdsprache – es

Das vielleicht unverfälschteste Oberwallisertiitsch findet sich ausgerechnet in Lateinamerika.

ist Portugiesisch –, um gleich wieder in lupenreinen Zermatter Dialekt zu verfallen. Das ist keine Seltenheit. Antonietti dazu: «Die Jungen im Oberwallis praktizieren das *Wallisertiitsch* sogar in schriftlicher Form in den sozialen Medien.»

Lokale Nuancierungen erhalten

Wie im Unterland sprechen die Kinder von zugezogenen Fremdsprachigen den Dialekt mit einem eigenen Akzent und ergänzen ihn mit Begriffen aus anderen Sprachen. Diese Neuschöpfungen werden oft von Kindern deutscher Muttersprache übernommen. «Dies ist vielleicht die authentischste Form des Dialekts: Man übernimmt spontan Begriffe aus anderen Sprachen, die man «geil» findet», sagt der Volkskundler. Dies schade der Vielfalt des Dialekts nicht. «Sogar die feinen regionalen und lokalen Nuancierungen haben sich bis in unsere Tage gehalten.»

Tatsächlich lassen sich Oberwalliserinnen und Oberwalliser der jüngeren Generationen je nach Färbung ihres Dialekts mühelos einer bestimmten Region oder sogar einer Ortschaft zuordnen: Denn der Dialekt des Matternals, des Goms, des Saastales oder noch des Lötschentales kennt seine typischen, besonderen Ausprägungen und Einfärbungen. «Diese Nuancierungen erachten die Jugendlichen als ein cooles Erkennungs- und Unterscheidungsmerkmal, das nachgerade mit Stolz mündlich und auf allen Kommunikationskanälen in Schrift kultiviert wird», so Antonietti.

Eine urtümliche Form des Walliserdeutchs hat sich unter den abgeschieden lebenden Walsern gehalten, etwa im Pomatt (Val Formazza). Wer diese alte Sprache mag, wird die feinen, anrührenden Gedichte von Anna Maria Bacher lieben. In Oberwalliser Familien, die vor Jahrzehnten in die Deutschschweiz ausgewanderten, hält sich die Oberwalliser Sprache, weil ebenso abgeschottet, in reinerer Form als im Stammland.

Das vielleicht unverfälschteste *Oberwallisertiitsch* findet sich ausgerechnet in Lateinamerika. Es stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, geht auf die damaligen Auswanderer zurück und tönt für unsere Ohren völlig ungewohnt: Die wenigen Leute, die in der Walliserkolonie San Jerónimo Norte in Argentinien noch Walliserdeutsch sprechen, tun dies auf eine Weise, die für uns archaisch klingt: nicht etwa aus Sprachpurismus heraus, sondern ganz einfach, weil sich fernab der alten Heimat im spanischsprachigen Umfeld ihre Sprache kaum mehr verändert hat. Der neue Wortschatz kommt aus dem Spanischen. So fragen sie zum Beispiel: «*Sid er mit dum Avion cho?*» (für «Seid ihr mit dem Flugzeug gekommen?»).

Zwar nicht strikt wissenschaftlich, aber dafür mit einer gehörigen Portion Ironie und

Häme geht ein Oberwalliser Linguist an die Sprachenfrage heran. Er hat auf dem Gebiet der mittelhochdeutschen Lautverschiebungen promoviert und zieht es vor, nicht namentlich genannt zu werden. «Die Oberwalliser Sprache machte gewisse mittelhochdeutsche Lautverschiebungen nicht mit und hat sich in einer ziemlich reinen Form erhalten», sagt er. «Der Hauptgrund aber, warum das Oberwalliserdeutsch lebt und gedeiht, ist doch der: Es hat nie eine amtliche Förderung erfahren, und es erhält keine Bundessubventionen.» Dies im Gegensatz zum Rätoromanischen.

Verbot als Rettungsanker

Die rätoromanische Sprache hat 1938 den Rang einer vierten Landessprache erhalten. Seither wird sie vom Bund, aber auch von der SRG mit vielen Millionen Franken jährlich gefördert. «Weil das Rätoromanische so sehr am staatlichen Fördertropf hängt, hat es die erstaunliche Vitalität und die stupende Anpassungsfähigkeit verloren, die das Oberwalliserdeutsch auszeichnen», meint er. Das Rätoromanische sei kaputtgefördert worden: «Diese Sprache wird untergehen.»

Als einzigen Rettungsanker sähe er – augenzwinkernd freilich – ein sofortiges und totales behördliches Verbot des Rätoromanischen: «Dann würden alle schon aus einer Trotzreaktion heraus diese wunderbare, aber sterbende Sprache benutzen wollen – wie die Basken in Spanien.»

Luzius Theler arbeitet während vierzig Jahren als Redaktor und stellvertretender Chefredaktor beim *Walliser Boten*. Ab 2001 war er zudem Walliser Korrespondent der NZZ.

«Niemand redet von Einsamkeit»

Die verschrobenen Gedankengänge einer jungen Frau, die allein in einem irischen Cottage lebt: Claire-Louise Bennett landet mit ihrem ersten Buch, «Teich», einen Volltreffer. Von Rolf Hürzeler

Tief in ihrem Herzen hat sie es immer gewusst. Sie wird niemals «Ersatzkontrollknöpfe» für den veralteten Küchenherd finden. Diese banale Erkenntnis lässt die namenlose Protagonistin konstatieren: «Zehn Minuten lang bin ich ratlos, und das Gefühl unterscheidet sich, wie ich merke, nicht gross von der vertrauten Gleichgültigkeit. Folglich komme ich gut damit zurecht.»

Die britische Schriftstellerin Claire-Louise Bennett erzählt in ihrem Roman «Teich» zwanzig in Kapitel gegliederte Geschichten ohne Handlung oder mit fast keiner: Eine junge Frau lebt allein in einem Steinhaus, das neben einem Teich am «äussersten westlichen Ende Europas» steht. Das kann Irland sein oder auch nicht. Bennett ist eine Meisterin des Angetönten und der leisen Hinweise, die der Leser entschlüsseln muss: «Dann fiel mir plötzlich ein, dass ich schon länger als einen Tag in Todesangst lebte, und diese Einsicht bescherte mir gemischte Gefühle.» Abgründe eröffnen sich dem Leser, fragt sich nur, welche.

Diffuse Biografie

Hinter diesem Buch steckt eine Sphinx. So wenig die Autorin Bennett im Roman von der Ich-Erzählerin preisgibt, so verschwiegen ist sie, was sie selbst betrifft. Zu einem Telefongespräch ist sie nur unter der Bedingung bereit, dass nichts Persönliches zur Sprache kommt. Sie ist peinlich darauf bedacht, keine öffentliche Figur zu werden, und sucht den Schutz der Abgeschlossenheit.

«Ich schreibe über den Lebensalltag, nicht über das Leben an sich», sagt Bennett. Ihres Erachtens enthalten die meisten Romane zu viel Handlung. «Sobald eine Person im Detail beschrieben ist und einen Namen trägt, ist sie fixiert.» Doch das sei nicht das wirkliche Leben: «Meistens wissen wir sehr wenig von den anderen und machen uns mehr ein Bild von ihnen», sagt Bennett.

Ein dermassen kryptisches Buch könnte es schwer haben bei der Kritik, tut es aber nicht: Die Rezensionen waren geradezu begeistert, auch wenn die Erstausgabe bei einem irischen Nischenverlag erschien. Die *New York Times* schrieb: «Ein scharfkantiges, lustiges und



Buch der Nichthandlung: Ich-Erzählerin Bennett.

exzentrisches Debüt, ein seltsam lebensnahes Buch, das das eigene Leben als entrückt erscheinen lässt.» Der *Guardian* hält «Teich» schlicht für «aufsehenerregend».

Die Biografie der Autorin ist ähnlich diffus wie ihr Buch. Claire-Louise Bennett wuchs in der Grafschaft Wiltshire im südwestlichen England auf. Sie besuchte die Universität von Roehampton bei Wimbledon und studierte Literatur sowie Theaterwissenschaften. Bennett lebt heute an der irischen Westküste in Galway.

Aber diese junge Schriftstellerin verharret nicht nur im Unbestimmten. Urplötzlich ändert sie die Stilebene und wird sehr explizit,

etwa wenn sie auf die frivolen E-Mails zu schreiben kommt, die sie mit einem Partner austauschte: «Es war wirklich schön, genauestens auszuführen, wie und wo ich mich um den Verstand vögeln lassen wollte.»

«Ich suche das Mysteriöse»

In der ersten Geschichte, «Reise im Dunkeln», spricht sie als junges Mädchen, das eine unbestimmte Person anhimmelt: «In den Hauptfenstern dieses Hauses spiegelte sich die Glut der untergehenden Sonne.» Man spürt, dass die Pubertierende noch nicht sagen kann, was sie als junge Frau in den E-Mails in Worte fasst. Allerdings überkommt die Wollust sie nicht

immer gleichermassen. Einen Mann kann sie nur empfangen, wenn sie getrunken hat, aber dann klappt es ziemlich gut: «Wenn ich ehrlich über diese Zeit nachdenke, muss ich zugeben, dass die Beziehung zu diesem Mann insgesamt viel besser lief, wenn ich etwas Alkohol konsumiert hatte.»

Bennett macht es gerne spannend, so schreibt sie immer wieder von einem «grossen Tag». Es könnte sich um eine Hochzeit handeln, aber nicht die eigene. Oder den irischen Nationalfeiertag, St. Patrick's Day. In ihren Augen ist der Anlass unwichtig: «Mich interessiert nur, wie sich die Leute verhalten.» Und sie fügt an: «Ich suche das Mysteriöse.»

Ihr erstes Buch ist von einer individuellen Einsamkeit durchzogen. Was soll daran spannend sein? Bennett kennt die Antwort, vielleicht aus eigener Erfahrung, sie sagt es aber nicht. Nur so viel: «Wer einsam ist, darf den Kontakt zur Welt nicht verlieren, und er muss lernen, jeden Tag mit sich selbst zu-

rechtzukommen.» Nach ihrer Erfahrung kennen alle Menschen solche Gefühle der Einsamkeit: «Aber die wenigsten reden darüber.» Darum erhebt die Autorin einen «universellen Anspruch auf das Dasein» mit ihrem Buch der Nichthandlung.



Claire-Louise Bennett: Teich. Luchterhand. 224 S., Fr. 29.90

Mit Bach gegen den Islamismus

Einst galt Beirut als Paris des Nahen Ostens. Vom alten Glanz ist noch einiges vorhanden. Gerade was die Musikszene anbelangt.

Von Manuel Brug

Der Libanon und Kultur? Klassische Musik gar? Beschämt steht man als Ignorant da. Klar, da ist dieser ewige Märchentitel von Beirut als «Paris des Nahen Ostens». Und auch die schemenhaften Bilder vom Festival im sonnenheissen Baalbek, wo die berühmtesten Pultlöwen der Vergangenheit vor den sechs stehengebliebenen Monumentalsäulen des Jupitertempels im Abenddämmer harmonisch fauchten oder Rudolf Nurejew in der majestätischen, einst auf Befehl von Kaiser Wilhelm II. ausgegrabenen Cella des Bacchus-Heiligtums seine ballettösen Kreise zog; sie sind nur noch Umriss aus «Tausendeiner Nacht».

Zersiebte Fassaden als Mahnmahl

Der Libanon kommt in unserem Bewusstsein nur vor, wenn es mal wieder knallt an der Grenze zu Israel oder Syrien. Unser Gedächtnis wähnt das ethnisch und religiös so fatale wie faszinierende Land mit etwas über sechs Millionen Einwohnern und achtzehn anerkannten Religionen, von denen die Hälfte im leider völlig zersiedelten Grossraum Beirut lebt, immer noch irgendwie im Bürgerkrieg. Der ging 1990 zu Ende, ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer. Würde uns jemand fragen, ob wir das schon verkraftet hätten, ob alles wieder einigermassen normal laufe, dann würden wir indigniert schauen. Zu Recht. Im Libanon läuft, den kriegerischen Umständen in der Region entsprechend, auch wieder alles einigermassen normal.

Das Zentrum in Beirut, wo einst die «grüne Linie» das zerschossene Niemandsland markierte, ist wieder aufgebaut. Moscheen, christliche und orthodoxe Kirchen stehen einträchtig nebeneinander, hinter den historischen Häuserfassaden wartet ein steriler Luxusmarkenkomplex, der sich euphemistisch «Suk» nennt. An der einst so eleganten *corniche* reihen sich die Strandrestaurants und Luxus-Beach-Klubs, kein Körnchen Sand ist hier öffentlich. Die zerschossene Hochhausruine des «Holiday Inn», das nur ein Jahr vor Beginn des Krieges 1975 rauschhaft eröffnet worden war, gemahnt noch an die blutigen Kämpfe, andere zersiebte Fassaden warten ebenfalls auf den Wiederaufbau oder wurden museal als Mahnmahl stehengelassen.

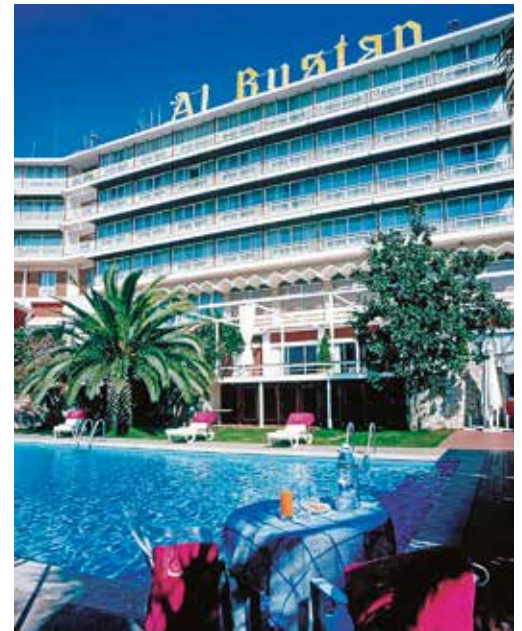
Rundherum tobt das Leben einer lauten, verkehrschaotischen, in schrillen Gegensätzen gleichmütig lebenden arabischen Metropole. Neben staubigen, heruntergekommene-

nen Mietskasernen, in denen sich die in der Sonne gegerbten Hitzeschutzvorhänge auf den Balkonen blähen, stehen die glänzenden, natürlich bewachten Appartementblöcke der Reichen. Ein Mittelmass gibt es hier nicht. Lebhaft geht es an den exklusiven französischen und amerikanischen Universitäten zu, auf welche die Oberschicht ihren Nachwuchs vor dem obligatorischen Auslandsaufenthalt schickt, auch wenn die Gebühren vielfach nur noch mit Hilfe von Stipendien aufgebracht werden können. Und selbst die Hisbollah-Granden behalten ihrem Nachwuchs die Jesuitenschulen vor.

Das Nationalmuseum präsentiert sich in renovierter Pracht. Schon die an ägyptische Lotosblüten gemahnenden Säulen des Art-déco-Portikus erinnern daran, welchen Kulturmix selbst im Altertum dieses Land zwischen Phöniziern, Ägyptern, Minoern, Griechen, Römern und Türken beherbergte. Da stehen in unbekümmertem Eklektizismus spätrömische Särge mit etruskisch anmutenden Deckelskulpturen, ein Mosaik-Jupiter auf der Lustjagd nach Ganymed trägt eine phrygische Kappe, da gibt es Mithras-Statuen und Osiris-Idole, langgezogene Bronzekerle wie von Giacometti aus Baalbek, im Keller sind kryptengleich, einer neben dem anderen, phönizische Steinsarkophage mit seltsam Comic-haften Gesichtern aufgereiht. In der einstigen Privatstrasse der orthodoxen Familie Sursock reihten sich einst deren Privatvillen, die heute zum Teil Restaurants und Museen sind.

Und eine Dreiviertelstunde von dem tobenden, manchmal auch tollwütigen Leben mit seiner glamourös erstarkenden abendlichen Ausgehkultur weg, auf dem Hügel des christlich geprägten Beit Mery, da liegt so majestätisch wie gleichmütig in seiner Grünanlage das Hotel «Al Bustan», «der Garten», eine Landmarke, ein kultureller Anziehungspunkt, zur DNA von Beirut gehörend seit der Eröffnung 1967. Im Krieg zerschossen, wurde es seit 1990 im authentischen Sixties-Stil renoviert. Man meint dauernd, Farah Diba mit ihrer Hochfrisur müsse in der leeren Lobby mit der blauen Glasblasendecke, den venezianischen Kronleuchtern und rosagrünen Chintzkissen gleich um die Ecke kommen.

Längst sind andere Hotels profitabler und praktischer, kein Geschäftsmann verirrt sich hier hinauf, und Touristen gibt es kaum. Aber viele treue, familiär-freundliche Angestellte.



Wie aus der Zeit gefallen: Hotel «Al Bustan».



Optimierung und Wandel: Myrna Bustani.

Es ist ein heiteres Geisterhaus, ein orientalisches «Grand Budapest Hotel» wie aus einem nostalgischen Film. Ein rarer Ort in einem Gewerbe, das ständig auf Optimierung und Wandel aus ist, darin aber nicht selten sein Gesicht und seine Individualität verliert. Da stehen rosa Geranien in Kupferpöten neben antiken Kapitellen vor dem Pool, das Hauptrestaurant, in dem einen drei Papageien empfangen, ähnelt einer Trattoria. Viktorianisches Eisentragwerk überdacht die Terrassen, das Hautgebäude atmet den Stahl-Beton-Charme Oscar Niemeyers. In der «Scottish Bar» hat der Teppich Tartan-Muster. Die Zimmer sind keine fünf Sterne wert, begeistern aber mit ihrer Rattanveranda und dem Blick auf das hinter zartem Dunst verschwebende Beirut samt Hafen und Landspitze.

Ein Ort der Frauen

Nebenan aber lockt ganz frisch der hinreisende Spa in einem historischen Steinhaus mit Hamam, Indoor-Pool und viel Wasser-Fitness. Mit seiner begeistert kultivierten Optik aus Nahost und seinem Minimalismus ist es das Werk der Juniorchefin Laura Lahoud. Sichtlich stolz zeigt sie alles her, schwenkt die braunen Locken, kontrolliert die Mitarbeiter.



Überzeugte Wiederholungstäter: Pianistin Khatia Buniatishvili.

Ein erster Schritt der Emanzipation gegenüber der wegen Parkinson im Rollstuhl sitzenden, trotzdem noch so stark wirkenden (Über-)Mutter. Dieses Hotel, es ist ein Ort der Frauen – und es ist das Werk von Myrna Bustani.

Einundachtzig Jahre alt ist sie jetzt, aber noch immer hat sie alles in der Hand, nicht nur im Hotel, wo sie auch wohnt. Lange schon ist sie geschieden, wie auffallend viele gepflegt konservierte Libanesinnen der Oberschicht; ihr Ex-Mann ist aber immer noch hier oben willkommen. Das Hotel, es ist eine *folly*, die man sich gönnt, die man sich leisten kann. Die Familie ist millionenschwer, besitzt das grösste libanesische Bauunternehmen. Das hat Myrna Bustani seit dem frühen Tod ihres Vaters bei einem Flugzeugabsturz 1963 allein geführt, hat für zwei Jahre zudem als erste Frau seinen Parlamentssitz übernommen wie auch das Hotel vollendet – an dem Platz, an dem er ihre Mutter kennengelernt hatte.

Und weil sie eine kultivierte Frau ist, die fließend Französisch, Englisch und Italienisch spricht, aus dem Augenwinkel und via verlängerten Arm ihrer Pflegekraft alles im Blick und im Griff hat, hat sie hier nach dem Krieg ein Musikfest gegründet. Das war 1994,

und seither hat sich das Al Bustan Festival gedeihlich entwickelt. Hierher kommen Orchester und ganze Operncompagnien; das 500-Plätze-Auditorium mit Bühne im Keller ist dafür ideal geeignet. Jeweils fünf Wochen im Februar und März geben sich berühmte Künstler ein Stelldichein, manche, wie der Sänger Joseph Calleja, die Pianisten Boris Beresowski und Khatia Buniatishvili, sind überzeugte Wiederholungstäter. Selbst der Jude (mit palästinensischem Pass) Daniel Barenboim war schon im Hotel. Man findet hier jene Musiker, etwa die Brüder Capuçon mit Geige beziehungsweise Cello, die es lieben, auf ihren hektischen Gastspielreisen mit ihrer Familie ein paar Tage Ruhe zu tanken. Ebenso wie im bayrischen Alpenschloss Elmau mit seiner hochwertigen Konzertkultur.

Die bourgeoisen Kreise Beiruts füllen den Saal allabendlich in treuer Gefolgschaft, Priester und Botschafter sind unter ihnen, wenige Ausländer, doch man hört sogar Deutsch, Alte und – gezielt gefördert – Junge. Jedes Jahr steht das ausschliesslich privat finanzierte Festival unter einem anderen Motto. «Königinnen und Kaiserinnen des Orients» lautete es im letzten Jahr, das 25. Jubiläum feierte Myrna Bustani im Namen von Johann Sebastian Bach.

Das so hochwertige wie abwechslungsreiche, auch Jazz, Tanz, Schauspiel und arabische Musik integrierende Programm erstellen Laura Lahoud und der italienische Dirigent Gianluca Marciànò, der einst als Chorleiter angeheuert wurde und heute hier begeistert mit seinen Eltern und der serbischen Freundin sein Festival pflegt. Und hinterher wird mit den Künstlern getafelt. Der Libanon ist ein gastliches Land.

Laura Lahoud will vor allem mehr Öffnung für die Konzerte, man geht inzwischen auch in Kirchen, Museen, Botschaften in der Stadt, «an Orte, die selbst den Libanesen fremd sind». Ein Jugendorchester ist im Aufbau. Diesen Herbst gibt es auch eine Al-Bustan-Musikwoche im römischen «Hilton Cavalieri», ebenfalls ein Sixties-Hotel, auf einem Hügel über der Metropole, geführt von einer kulturbeflissenen Familie.

Paradiesgärtlein der liberalen Gesellschaft

Nach dem Festival ist vor dem Festival. Laura bereitet mit ihrem Damenteam bereits das nächste Jahr vor. Myrna Bustani muss es abnicken, bringt noch eigene Vorschläge dazu. Sie kennt sich aus, war Dauergast in Salzburg, so wie jetzt Laura. Von beiden Frauen schwärmt die dortige Festspielpräsidentin Helga Rabl-Stadler. Auch Laura Lahouds Bruder trägt zur Festivalzeit stolz seinen Tiroler Janker. Die Familie hat ein Sommerhaus in Antibes, im Winter wird in der Schweiz Ski gefahren, obwohl dann auch im Libanon Schnee liegt. Ihr Festival, ganz klar, firmiert auch als Mitglied der European Festival Association.

Macht das Al Bustan Festival das Klassikleben des Libanon aus? Es scheint fast so. Hier trotz einer liberalen Gesellschaft in einem Paradiesgärtlein weltoffen und neugierig jeder Art von Fundamentalismus, steht vor allem gegen den apodiktischen Islamismus. Sicher, schaut man auf die Website des Baalbeck-Festivals, dann gibt es das immer noch, es ist hauptsächlich bestückt mit arabischem Pop, ein einziges Konzert gibt das 1998 gegründete Lebanese National Symphony Orchestra, das sonst meist in Kirchen auftritt und höchstens von regionaler Bedeutung ist. Das Grand Théâtre, in dem vor dem Krieg jederlei Art von Entertainment stattfand, liegt nach wie vor in Trümmern. Die Regierung trägt sich freilich mit dem Gedanken, für 70 Millionen Dollar mit Unterstützung Omans ein Opernhaus mit 1400 Plätzen bauen zu lassen.

Bis dahin aber ist das wie aus der Zeit gefallene Hotel «Al Bustan» der Ersatz für das nur langsam seinen polyglotten Esprit zurückgewinnende «Paris des Ostens» oder zumindest einmal im Jahr als sein musikalisches Montmartre. Und nur einen Wunsch hat Myrna Bustani übrig: Sie möchte Plácido Domingo im «Al Bustan» singen hören.



Die Bibel

Schlafen Sie gut!

Von Peter Ruch

Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf (Psalm 127, 2). Dieser Spruch wurde gelegentlich, als Bibelverse noch stärker gegenwärtig waren, träumenden Schülern zugerufen. Auch wenn der Ausruf ironisch gemeint ist, steckt darin ein Stück Wahrheit. Die moderne Hirn- und Schlaf-forschung hat nachgewiesen, dass sich während des Schlafs das Gedächtnis bildet und reorganisiert. Seit über hundert Jahren liegen entsprechende Versuche und Studien vor. Sie zeigen, dass neu gelernte Inhalte später viel besser abrufbar sind bei Versuchspersonen, die nach dem Lernprozess geschlafen haben, als bei solchen, die wach geblieben sind. Daraus könnte man den Schluss ziehen, die Schulen würden besser erst nachmittags öffnen und bis gegen Abend unterrichten. Nach verbreiteter Auffassung sind jedoch die Kinder vormittags am lernfähigsten. Das ist nicht falsch. Das Hirn ist offensichtlich flexibel und fähig genug, die gelernten Inhalte gleichsam zwischenzulagern und im nächtlichen Schlaf zu verarbeiten. Ideal wäre, sie vor dem Schlafengehen zu repetieren. Das funktioniert bei jungen Menschen besonders gut, denn ab ungefähr vierzig Jahren nimmt die Fähigkeit des Hirns, ein Langzeitgedächtnis für neue Inhalte zu bilden, ab. In archaischen Lebensformen war der Schlaf wegen der Feinde und Raubtiere gefährlich. Die Menschen schützten sich durch Behausungen. Indem sie ihren Schlaf vertieften, erhöhten sie ihre Gehirnleistung. Dadurch verbesserten sie wiederum ihre Schutzmassnahmen.

Der Schlaf ist ein Zustand der Bewusstlosigkeit und enthebt uns aller Aktivitäten. Wir werden passiv und verpassen einiges. Das ist eine Zumutung für ein Geschlecht, das sich durch Leistungen definiert und fast alles für machbar hält. Manche halten gar den Schlaf für Zeitverschwendung. Aber wenn doch beim Schlafen im Gehirn ohne unser Zutun so viel geschieht, warum soll nicht auch Gott eigenmächtig an uns und der Welt wirken? In der Tat: *Er schlummert nicht und schläft nicht* (Psalm 121, 4). Umso ruhiger können wir schlafen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



In der Vergangenheit: «The Sense of an Ending».

Kino

Wie ein Zug auf einem anderen Gleis

Die britische Tragikomödie «The Sense of an Ending», nach dem gleichnamigen preisgekrönten Roman von Julian Barnes, brilliert mit purer Erzählkunst. Von Wolfram Knorr

Verklärung ist die Droge der Erinnerung. Sie lässt goldig erscheinen, was gar nicht so war. Auch Tony Websters (Jim Broadbent) Gedächtnisbilder sind trotz seines Alters noch prima milde ausgeleuchtet, doch auf einmal gerät der Pensionär fast in Dantes «blinde Welt». Ein Brief befördert schöne Episoden aus seiner Vergangenheit wieder nach oben, als würde der Fluss des Vergessens aufwärtsströmen und ihn mitreißen.

Das Schreiben von der kürzlich verstorbenen Sarah Ford (Emily Mortimer) bezieht sich auf ein Tagebuch von Tonys bestem Jugendfreund, Adrian Finn (Joe Alwyn), der sich vor vielen Jahren das Leben nahm. Sarah hat es im Testament Tony vermacht. Der ist darüber so perplex, dass ihn die vergangenen Zeiten stürmen, die College-Kumpels – und vor allem Veronica, seine erste grosse Liebe (Freya Mavor, jung, und Charlotte Rampling), die Unberechenbare, Ungebändigte aus versnobtem Haus. Mit ihrer Süffisanz bezirzte sie ihn und liess ihn wie einen Fisch im Netz zappeln: Tony als Rosenkavalier, unsicher werbend, von Veronica um den Finger gewickelt – bis sie sich am Ende für Adrian entschied. Der schrieb ihm und bat um Verständnis. Vom Alkohol beflügelt, reagierte Tony allerdings ziemlich derb. All das wird wieder präsent.

Erinnerungen müssen von Vorurteilen befreit werden, erst dann kann man über sie urteilen – und das braucht Energie. Tony Webs-



Lässig-snobistische Contenance.

ter bemüht sich im wunderbar entspannt erzählten «The Sense of an Ending», nach dem gleichnamigen preisgekrönten Roman von Julian Barnes, mit aller Kraft. Wie ein Detektiv schnüffelt er durch seine verlorene Zeit, weil die Kanzlei ihm zwar den Testamentsbeschluss aushändigt, aber ihm das Tagebuch nicht geben darf. Dieses ist im Besitz von Veronica, und die erlaubt es nicht. Also macht sich Tony auf die Suche, die Ex-Geliebte zu finden und zu stellen. Und so betritt er, je tiefer er in die verklärte Gedächtnislandschaft dringt, fast Dantes Hölle, seine «blinde Welt».

Webster ist geschieden, seine Ex ist Anwältin (Harriet Walter) und seine Tochter Susie (Michelle Dockery) hochschwanger. Ihnen beichtet er seine verdrängte Erinnerung, je mehr er über sich als junger Mann, sein Verhältnis zur Geliebten und Adrian Finn er-

fährt. Sein früheres Leben erscheint Tony Webster bald wie ein Zug auf einem Gleis, in den er nie eingestiegen ist.

«The Sense of an Ending», von Ritesh Batra («The Lunchbox») inszeniert und vom Bühnenautor Nick Payne («The Art of Dying») geschrieben, ist eine gelungene Literatur-Adaption. Leicht ist es nicht, aus einer schmalen, sprachlich konzentrierten Vorlage eine dramatische Erzählung zu machen. Mag sein, dass da einiges verlorengegangen ist, aber Batra ist mit den lebensnahen Figuren, ihren verqueren Konstellationen und mit einer knochentrockenen Ironie eine höchst unterhaltsame wie sinnliche Adaption gelungen. Allen voran brilliert Jim Broadbent als leicht miesepettriger Rentner, der in die Vergangenheits-falle tappt wie eine Mischung aus einem Narr von heiliger Einfalt und Dr. Watson. Das alleine ist vergnüglich.

Zu den besten Szenen gehört der Besuch des jugendlichen Tony (Billy Howle) bei Veronicas Familie auf dem Landsitz. Wie da mit äusserst gezügelter, lässig-snobistischer Contenance Tony zum Wicht gemacht wird, ist durch und durch britisch – diese Finte konnte sich der indische Regisseur Ritesh Batra nicht entgehen lassen. Aber eben: Verhielt sich Veronicas Familie wirklich so, oder ist es Tonys subjektive Erinnerung? ★★★★★

Weitere Premieren

Una questione privata — Das Brüder-Paar Paolo und Vittorio Taviani hat legendäre Filme gemacht («Padre Padrone», «La notte di San Lorenzo»), die zu den Klassikern des italienischen Kinos gehören. Ihrem jüngsten Opus allerdings fehlen ein souveräner erzählerischer Atem und inhaltliche Substanz. Es wirkt sogar auf irritierende Weise spiessig. Giorgio (Lorenzo Richelmy) und Milton (Luca Marinelli) sind Freunde und teilen ihre Leidenschaft für Fulvia (Valentina Bellé). Beide sind sie – wir befinden uns in der Endphase des Zweiten Weltkriegs – als Partisanen im Piemont unterwegs, wenn auch in verschiedenen Gruppen. Milton, ein Kenner und Übersetzer britischer Literatur, himmelte Fulvia an, während der Schönling Giorgio der grössere Charmeur war. In Rückblenden erinnert sich Milton an die schöne Zeit und erfährt, dass Giorgio – scheinbar



Keine anderen Probleme? «Una questione privata».

– eine Nacht mit seiner Angebeteten verbracht hat. Und nun, mitten in den Wirren des Kriegs, will Milton unbedingt Giorgio finden, um ihn zu fragen, ob das stimmt. Hat der keine anderen Probleme, als dafür sein Leben und das anderer zu riskieren? Oder spielen die grossen Jungs nur das Partisanen-Sein? Ein absurder Plot. ★★☆☆☆

Blue Note Records: Beyond the Notes — In den 1950er und 1960er Jahren waren sie das Jazz-Label, die musikalische Avantgarde schlechthin: Die Gründer Alfred Lion und Max Margulis konnten die Grössten der Szene um sich scharen. 1979 wurde die Firma eingestellt und 1985 von Bruce Lundvall neu gegründet. Zum Edel-Image des Jazz-Labels trug allerdings auch die ungewöhnliche Gestaltung der Platten bei. Chefdesigner Reid Miles arbeitete mit asymmetrischen Konzepten, die damals



Aus dem Rahmen: «Beyond the Notes».

aus dem Rahmen fielen und zum besonderen Image der Firma beitrugen. Sophie Hubers Dokumentation wartet mit einer Menge interessanter Interviews auf, vernachlässigt aber die Gestaltung und vor allem die Musik. Ein Ärgernis sind die immer nur kurz angespielten Stücke. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	Pop Aye Regie: Kirsten Tan	★★★★☆
2	Sweet Country Regie: Warwick Thornton	★★★★☆
3	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★☆
4	The Third Murder Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★☆
5	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
6	Jurassic World: Fallen Kingdom Regie: Juan Antonio Bayona	★★★☆☆
7	Tully Regie: Jason Reitman	★★★☆☆
8	Isle of Dogs Regie: Wes Anderson	★★★☆☆
9	I Feel Pretty Regie: M. Silverstein / A. Kohn	★★★☆☆
10	Solo: A Star Wars Story Regie: Ron Howard	★★★☆☆

Jazz

Das Harte und das Zarte

Von Peter Rüedi

Jazz war seit Anbeginn eine Fusionsmusik, Jentstanden aus im kulturellen Schmelztiegel im Süden der USA verwandelten afrikanischen Kulturen, mit Einflüssen aus der europäischen Salonmusik, Marschmusik wie derjenigen von John Philip Sousa (deren Einfluss auf den Ragtime nach wie vor unterschätzt wird) und bald der Popkultur von vornehmlich jüdischen Schlagerkomponisten der sogenannten Tin Pan Alley. Weiter nicht zu reden von zahllosen Volksmusiken querweltein, die im Lauf des letzten Jahrhunderts immer wichtiger wurden. Die kubanische Musik, ihrerseits ein höchst vitales Gemisch von unterschiedlichsten, namentlich afrikanischen Kulturen, spielt dabei ab den vierziger Jahren, seit der Entdeckung der afrokaribischen Polyrhythmik etwa durch Dizzy Gillespie, eine besondere Rolle. Seit da ist «Latin», die mittel- und süd-amerikanische Musik insgesamt, zu einer eigenen Inspirationsquelle des Jazz geworden, zu einem Korrektiv auch angesichts der vielen akademischen oder europaorientierten Tendenzen in der improvisierten Musik. Der Welt-erfolg der Altherren-Truppe Buena Vista Social Club war da nur das spektakulärste Beispiel.

Auffallend ist die grosse Zahl hervorragender kubanischer Pianisten (David Virelles, Roberto Fonseca, Gonzalo Rubalcaba, Alfredo Rodríguez, Ramón Valle, Bebo und Chucho Valdés u. v. a.). In diese Reihe gehört der 1983 in Havanna geborene Harold López-Nussa, Sohn eines Drummers und einer Klavierlehrerin, der mit seinem Trio (zu dem heute sein Bruder Ruy Adrian López am Schlagzeug und der Bassist Gaston Joya gehören) nun schon sein zweites Album beim US-Label Mack Avenue vorlegt. Es ist ein explosives artistisches Feuerwerk, das López-Nussas klassische Pianoformation ebenso verrät wie die musikalischen Roots seiner Heimatinsel – der Jazzpianist ist inzwischen in aller Welt präsent, kehrt aber immer wieder nach Havanna zurück. Er scheut rauschendes lateinisches Pathos so wenig wie melodioses Sentiment, was seine Musik so schön spannend und auch unterhaltend macht. Richtig auf vielen Podien – von Montreux (wo seine Karriere 2005 sozusagen begann) bis Moers.



Harold López-Nussa:
Un día cualquiera.
Mack Avenue MAC 1135

Stalins rätselhafter Tod

Am Abend des 28. Februar 1953 erteilte Stalin einen Befehl, wie ihn seine Entourage noch nie erhalten hatte. «Geht alle zu Bett. Ich gehe selbst zu Bett. Ich brauche euch heute nicht mehr.» Was darauf geschah, liefert bis heute Stoff für Verschwörungstheorien. Von Giles Milton

Stalin fühlte sich schwach wegen seines ungewöhnlich hohen Blutdrucks. Er klagte auch über Schwindel. Doch sein Temperament war am Abend des 28. Februar 1953 so hitzig wie eh und je.

Er hatte ein paar seiner engsten Vertrauten in seine Datscha in Kunzewo bei Moskau eingeladen. Nach ein paar Gläsern verdünnten georgischen Weines ritt er eine heftige Attacke gegen seinen Leibarzt, der ihn gedrängt hatte, seiner schlechten Gesundheit wegen als Regierungschef zurückzutreten.

Dann weitete er seine Tirade auf die prominenten Moskauer Ärzte aus, die kurz zuvor im Rahmen der sogenannten Ärzteverschwörung aufgrund erfundener Anschuldigungen verhaftet worden waren. Stalin verlangte, dass sie ihre Schuld öffentlich bekennten.

Zu den Gästen jenes Abends gehörte auch Lawrenti Beria, einer von Stalins treuesten Spiessgesellen. An die Übellaunigkeit seines Chefs hatte er sich gewöhnt, doch er erschrak zutiefst, als Stalin unversehens das Feuer auf die Anwesenden eröffnete. Er warf ihnen vor, sich im Ruhm längst vergangener Grosstaten zu sonnen, und begann, vage, aber unheilswangere Drohungen gegen sie auszustossen. Was das insgeheim zu bedeuten hatte, war klar: Beria und die anderen Gäste standen als Nächste auf Stalins Abschussliste.

Niemand durfte ohne den Segen Stalins die Datscha verlassen. Doch der hatte keine Eile. Er fuhr des Längeren mit seiner Tirade fort, wobei er immer weiter Wein trank. Als er seine Gäste endlich ziehen liess, war es der 1. März um vier Uhr morgens.

Stalin blieb nicht allein in der Datscha. An diesem Abend hatten drei Offiziere Dienst im Gebäude: Starostin, Tukow und Chruschtalew. Auch der Stellvertretende Kommandant der Datscha, Peter Losgatschew, war zugegen. Er sollte der wichtigste Zeuge der sonderbaren Ereignisse sein, die nun folgten.

Gemäss der offiziellen Darstellung hatte Stalin mit seinen Wächtern gesprochen, bevor er sich in sein Zimmer zurückzog. «Ich gehe zu Bett», sagte er ihnen. «Ich brauche Sie nicht mehr. Sie können auch zu Bett gehen.»



«Da stimmt etwas nicht. Was sollen wir tun?», sagte Starostin.

Der Stellvertretende Kommandant Peter Losgatschew erklärte später, er habe Stalin nie diese Worte sagen hören. Chruschtalew, einer der drei Wächter (und ein guter Kamerad von Beria), hatte vielmehr diese Nachricht von Stalin überbracht. «Tja, Leute, hier kommt ein Befehl, wie wir ihn noch nie erhalten haben. Der Chef hat gesagt: <Geht alle zu Bett. Ich brauche nichts. Ich gehe selbst zu Bett. Ich brauche euch heute nicht mehr.>»

Chruschtalew nahm Stalin beim Wort und verliess die Datscha, gleich nachdem er die Nachricht überbracht hatte.

Am nächsten Morgen schlief Stalin lang. Es schlug elf, dann zwölf, und die drei Männer, die in der Datscha geblieben waren, begannen sich Sorgen zu machen. Starostin wandte sich an Losgatschew und sagte: «Da stimmt etwas nicht. Was sollen wir tun?»

Doch tun konnten sie nur sehr wenig: Stalin hatte ausdrücklich befohlen, er dürfe nie im Schlaf gestört werden. Es war den Männern strengstens verboten, sein Zimmer zu betreten.

Die Wächter warteten viele weitere Stunden, bis in Stalins Zimmer endlich das Licht anging. «Wir dachten: <Gott sei Dank, alles ist in

Ordnung>», erinnerte sich Losgatschew.

Doch nach wie vor rührte sich nichts, und um 23 Uhr machten sich die Wächter erneut Sorgen. Als aus dem Zentralkomitee ein wichtiges Paket eintraf, fand Losgatschew, damit habe er die nötige Begründung, um das Zimmer zu betreten. «Also dann», sagte er, «wünscht mir Glück, Jungs.»

Er stiess die Tür auf und war entsetzt wegen des Anblicks, der sich ihm bot. Stalin lag mit ausgestrecktem rechtem Arm auf dem Boden in einer Lache von Urin. Er war bei Bewusstsein, aber benommen.

«Ich sagte zu ihm: <Soll ich einen Arzt rufen?> Er machte unzusammenhängende Geräusche, etwas wie <Ds ... ds>.»

Losgatschew rief Starostin, die beiden Männer hoben Stalin aufs Sofa und riefen dann Beria

und Malenkow an, Letzterer ein prominentes Politbüro-Mitglied, das am vorigen Abend ebenfalls da gewesen war.

Sie erwarteten, dass die beiden Männer sofort kommen würden, doch es dauerte vier entscheidende Stunden, bevor sie bei der Datscha eintrafen. Beria war äusserst irritiert, als er Stalin endlich inspizierte.

«Was soll dieses panische Getue? Der Chef schläft tief.» Er befahl den Wächtern, Stalin in Ruhe zu lassen, und sagte in warnendem Ton, er wolle nicht wieder hergerufen werden.

Losgatschew und Starostin nahmen die Sache nun selbst in die Hand, informierten verschiedene wichtige Ärzte sowie andere Mitglieder des inneren Kreises über die Ereignisse.

Als die Ärzte am Morgen des 2. März endlich eintrafen, waren mindestens dreizehn Stunden verstrichen, seit Stalin krank geworden war. Mittlerweile erbrach er Blut und war in einem äusserst schlechten Zustand.

«Die Ärzte waren alle starr vor Angst», sagte Losgatschew. «Sie starrten ihn an und zitterten. Sie sollten ihn untersuchen, aber ihre Hände zitterten allzusehr.» Schliesslich kamen sie zum Schluss, er habe eine innere Blutung erlitten.

Als klar wurde, dass er sich nicht erholen würde, holte man Stalins Tochter Swetlana in die Datscha. «Seine Agonie war grauenhaft», erinnerte sie sich. «Er bot einen schrecklichen Anblick: verrückt oder wütend und von Todesangst geschüttelt.»

Sie erinnerte sich auch an Berias auffälliges Frohlocken, als Stalin am 5. März seinen letzten Atemzug tat. «Beria rannte als Erster in den Flur, und in das Schweigen der Halle, wo alle ruhig standen, ertönte seine laute Stimme in triumphierendem Ton: «Chruschtschew, den Wagen!»»

Das war ein für Beria ungewöhnliches Verhalten, besonders unter diesen Umständen. Beria befand sich inmitten wichtiger Mitglieder von Stalins innerstem Kreis, doch die erste Person, die er rief, war Chruschtschew, der Wächter, der seinen Kameraden gesagt hatte, man dürfe Stalin nicht stören.

Ein möglicher Grund für Berias Verhalten liegt im Obduktionsbericht über Stalins Leiche verborgen, einem Bericht, der erst vor kurzem zugänglich geworden ist. Die Ärzte, welche die Autopsie durchführten, sagten, Stalin habe Blutungen im Hirn, in den Herzmuskeln und der Magenschleimhaut erlitten. Sie kamen zum Schluss, dass diese durch Stalins bekanntlich hohen Blutdruck verursacht worden seien.

Moderne Analysen deuten freilich auf etwas anderes hin. Zu hoher Blutdruck könnte in der Tat eine Hirnblutung verursacht haben, aber nicht das Erbrechen von Blut und auch nicht unbedingt eine gastrointestinale Blutung.

Ein viel wahrscheinlicherer Auslöser für solch innere Blutungen ist das geschmacklose chemische Präparat Warfarin, ein Blutverdünner, der im Russland der fünfziger Jahre gerade erst erhältlich geworden war. Man glaubt heute, dass Lawrenti Beria am Abend des 28. Februar Warfarin in Stalins verdünnten Wein gemischt hat.

Er hatte ja auch allen Grund dazu, da er befürchtete, zuoberst auf Stalins Abschussliste zu stehen. Er sagte später dem inneren Kreis der Sowjets, man solle ihm dafür dankbar sein, dass er Stalin umgebracht habe. Gegenüber Wjatscheslaw Molotow, dem Ersten Stellvertreter des Ministerrats, brüstete er sich gar mit den Worten: «Ich habe ihn kaltgemacht. Ich habe euch alle gerettet.»

Bei seiner Arbeit war ihm Chruschtschew, der Datscha-Wächter, behilflich. Seine Warnung an die anderen Wächter, Stalin ja nicht zu stören, sorgte dafür, dass niemand Väterchen Josef entdeckte, bevor es dann zu spät war.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
Hitlers englische Freundin



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich habe vor Jahren den Kontakt zur Familie abgebrochen. Sehr bewusst, um mich und meine Kinder zu schützen. Wieso ist der Bruch mit den Eltern und/oder Geschwistern eigentlich ein so grosses Tabu? *Romana R., Wädenswil*

Sie schreiben, dass Sie den «Kontakt zur Familie abgebrochen» hätten. Ich frage mich: Zu welcher Familie? Dann merke ich: Sie haben mit der elterlichen Familie gebrochen – und nicht mit der Familie, zu der Sie ja eigentlich gehören, und das ist doch wohl die Familie Ihres Lebenspartners und eurer Kinder. Sie meinen sogar, dass Sie den «Bruch» vollzogen hätten, um Ihre Kinder zu schützen.

Ja, was haben denn Ihre Eltern diesen angetan, dass Sie sie zu schützen brauchen? Haben denn die Eltern oder eventuell Ihre Geschwister Ihre Kinder geplagt? Physisch oder psychisch? Oder reden die Eltern einfach zu viel in die Erziehung Ihrer Kinder drein? Oder handelt es sich um ein Schwiegermutterproblem, das zu einer gewissen Distanz zwingt?

Könnte der schmerzliche Bruch daher kommen, dass Sie selbst nicht ganz sicher sind, zu welcher Familie Sie gehören? Ich meine: Mit der Gründung einer eigenen Familie gehören Sie zu dieser neugegründeten Familie und nicht mehr zur elterlichen. Es handelt sich dabei stets um einen «Bruch». Darum werden traditionellerweise Hochzeiten so pompös und vielschichtig gefeiert: Das Alte ist vergangen, und Neues – eben eine eigene Familie – beginnt. Nicht überall wird dieser «Bruch» gleich empfunden. Je inniger die Bindungen zur alten Familie sind, desto schmerzhafter die Trennung. Wer sich als Kind frühzeitig von den Eltern löst, nimmt den Schmerz der Trennung vorweg. Das geschieht oft in der Pubertät, im jugendlichen Alter. Das ist gut so, auch wenn es für beide Seiten oft schmerzhaft ist.

Der Bruch mit den Eltern und/oder Geschwistern ist nur dann ein grosses Tabu, wenn man sich noch nicht für die neue Familie entscheiden kann oder will oder wenn die Eltern es nicht ertragen können, dass ihre so geliebten Kinder nun eigene Wege gehen und eine eigene Familie gegründet haben. Wo die Eltern die «neue» Familie allzu sehr vereinnahmen, dürfte ein Gespräch – in liebevoller, aber offener Weise – nützlich sein. Eine offene Klärung der Situation bringt viel und verscheucht das lästige Tabu.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

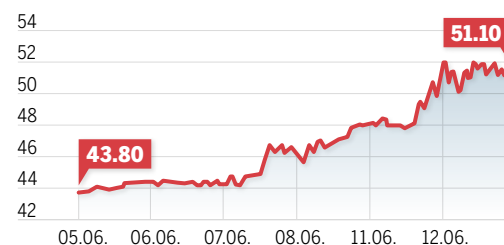
Gewinner der Woche

In Stäfa steigen die Temperaturen

Unter den Börsenneulingen von 2018 drohte Sensirion zum Mauerblümchen zu werden. Nach einem fulminanten Start im März – trotz hohem Ausgabepreis war das Papier mehrfach überzeichnet – dümpelte der Kurs seither um die Marke von 45 Franken. Bis diese Woche endlich Schwung in die Aktie des Tech-Unternehmens aus Stäfa kam: plus 15 Prozent! Die Investoren scheinen SHTC3 zu mögen, den neuen, ultrakleinen Temperatur- und Feuchtigkeitssensor, der in batteriebetriebenen mobilen Geräten wie Smartphones verbaut werden kann. Die Anfang Juni vorgestellte Innovation setze neue Massstäbe bezüglich Grösse und Strombedarf, schrieben die Tüftler. Seit der Gründung vor zwanzig Jahren strebt Sensirion die technologische Führerschaft in der Sensorik an.

Aktienkurs von Sensirion

Vom 5. bis 12. Juni 2018, in Franken



Zwei Drittel des Aktienkapitals sind börsenkotiert. Gemessen an den Zahlen von 2017 (3,7 Mio. Franken Gewinn bei 148 Mio. Franken Umsatz), sind die Papiere derzeit deutlich überbewertet. Die Erwartungen sind hoch.



Thiel

Grenzschutz

Von Andreas Thiel

Migrationsbeauftragter: Hier sind die neuen Einsatzregeln für den Grenzschutz.

Grenzwächter: Hier steht, dass keine Waffen mehr zum Einsatz kommen sollen. Werden wir entwaffnet?

Migrationsbeauftragter: Die Waffen bleiben. Bloss deren Einsatz wird verboten. Sie dienen aber noch der Abschreckung.

Grenzwächter: Wie sollen wir jemanden in letzter Konsequenz daran hindern, illegal und gewaltsam die Grenze zu überschreiten, wenn wir die Waffe nicht einsetzen dürfen?

Migrationsbeauftragter: Sie sollen illegale Grenzübertritte nicht verhindern, sondern registrieren. Illegalen Grenzübertrittern ist eine ordentliche Aufenthaltsbescheinigung für illegale Aufenthalter auszustellen. Mit dieser Bescheinigung haben sich die illegalen Aufenthalter dann bei der Meldestelle für illegale Aufenthalter zu melden, damit geprüft werden kann, ob ihr Aufenthalt wirklich illegal ist.

Grenzwächter: Und wenn er es ist?

Migrationsbeauftragter: Für den Fall, dass wirklich jemand illegal eingereist sein sollte – wovon wir nicht ausgehen –, dann wird die entsprechende Person der Grenzwaage gemeldet, mit dem Auftrag, diese Person anzuhalten und – sofern sie sich immer noch illegal in der Schweiz aufhält – auszuschieffen.

Grenzwächter: Und wie soll das gehen ohne Waffengewalt?

Migrationsbeauftragter: Sie werden die illegalen Aufenthalter suchen und ihnen mitteilen, wann und wo diese sich bei der Grenzwaage zu melden haben, damit sie ordentlich ausgeschafft werden können.

Grenzwächter: Wer hat diese Einsatzregeln erfunden?

Migrationsbeauftragter: Wir haben die Doktrin von Deutschland übernommen.

Grenzwächter: Wie nennt man diese Doktrin?

Migrationsbeauftragter: Bewaffnete Naivität.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Kunst und Liebe

Prominenz im Hochzeitsfieber; Catherine Deneuve taucht in Zürich auf.

Von Hildegard Schwaninger

Andrea Kracht, Besitzer des Hotels «Baur au Lac», streute seiner Frau Blumen: «Wenn ich irgendwo auf der Welt in Sachen Hotellerie unterwegs bin und man spricht über Hotels, so dauert es zehn Minuten, und man spricht über «Art in the Park.»» **Gigi Kracht** hat «Art in the Park» erfunden, die Freiluft-Kunstaussstellung im Garten des Nobelhotels. Sie findet jetzt zum 16. Mal statt. Gigi Kracht hat sich mit diesem Engagement ihre ganz eigene Raison d'être in der Hoteliersfamilie geschaffen, sie hat mittlerweile einen Platz in der internationalen Kunstwelt, ist als Kunstsammlerin und -händlerin tätig (die im Garten des «Baur au Lac» ausgestellten Werke stehen zum Verkauf), und sie ist, was ihr eine besondere Bedeutung verleiht, im Beirat des Guggenheim-Museums. Wie jedes Jahr eröffneten Andrea und Gigi Kracht «Art in the Park» mit einem Lunch für Freunde, anschliessend fand die offizielle Vernissage für Geladene statt.

Das Restaurant «Pavillon» erstrahlte in seiner vollen Pracht, monumentaler Blumenschmuck inklusive, und die Gäste – alles bessere Gesellschaft – waren elegant und gutgelaunt, das Essen vom preisgekrönten Meister Laurent Eperon (1 Michelin-Stern, 18 Gault-Millau-Punkte): hervorragend. Mittendrin der Künstler **Donald Baechler**, den Gigi Kracht, die in New York eine Apartment hat, seit Jahren kennt und von dem sie ein paar Bilder besitzt. Von Donald Baechler, der in New York und Arizona lebt, stellt Gigi Kracht acht Skulpturen

aus. Der Künstler, bei dem auffällt, dass er sehr scheu ist, liess sich bereitwillig von Gigi Kracht den Fotografen und dem Publikum vorführen; er schaute immer so drein, als sei er froh, wenn der Rummel bald vorbei ist.

Beim Lunch im «Pavillon» war auch **Richard Armstrong** zugegen, der ehemalige Direktor des Guggenheim-Museums in New York. Er nutzte die Gelegenheit, hielt eine kurze Rede und ermunterte die anwesenden Gäste, «Freunde des Guggenheim-Museums» zu werden.

Natürlich war ein wichtiges Thema die bevorstehende Hochzeit im Hause Kracht. Tochter **Marguita Kracht** heiratet im August 2019 den Juristen **Raoul-Edgar Paltzer**. Beide sind 27 und arbeiten fleissig, wie die Eltern stolz betonen – Marguita Kracht als Hotel-Trainee in London, wo sie sich auf ihre Zukunft als Hotelbesitzerin vorbereitet. Die Hochzeit findet im Fraumünster statt.

Vorher, jetzt im Juni, findet noch eine andere grosse Hochzeit statt. **Lorenz Frey**, 27, der Rennfahrer, Sohn von **Walter Frey** (Emil Frey AG) und **Barbara Frey-Curti**, heiratet **Michèle Hilti**, 27, eine Beauty aus Liechtenstein. Die Tochter von **Michael Hilti** ist Geschäftsführerin der Hilti Art Foundation in Vaduz. Für Gesprächsstoff in der Gesellschaft sorgte die unorthodoxe Art, wie Lorenz Frey seine Hochzeitspläne ankündigte. Es war der 70. Geburtstag von Michael Hilti, da stand Lorenz Frey auf und bat – coram publico vor mehreren hundert Gästen – den Jubilar um die Hand seiner Toch-



Fast verliebt

Stirb, Kritiker!

Von Claudia Schumacher

Während meines Studiums begegnete ich einem Verrückten. Er hiess Antonin Artaud (1896–1948) und hatte ein Buch geschrieben, das brannte. Es hiess: «Das Theater und sein Double». Der Autor blick-

te einen vom Cover aus an, mit Augen, so blitzend, dass selbst Kafka im Vergleich verpennt wirken musste. Von einem «Theater der Grausamkeit» träumte dieser Artaud. Es sollte die Menschen im Mark erschüttern, echter als das Leben sein und den Schauspielern, diesen «Athleten des Herzens», alles abverlangen. Artaud wollte einen «Wirbelsturm höherer Kräfte» entfachen, der «zermahlen und hypnotisieren» sollte. Am meisten beeindruckte mich dabei die Selbstverständlichkeit, dass diese Form des Theaters im Kern keine Kritik vertrage. Um das Grossartige zu ermöglichen, müssen alle Beteiligten mit manischer Überzeugung an einem Strang ziehen. Der Kritiker, auch der innere, muss zum Schweigen gebracht werden.

Grandios, gaga, absolut und gefährlich ist das alles. Und eine prima Metapher für die Liebe. Auch in Beziehungen, dem grausamsten Theater unseres Lebens, entscheidet sich die Frage



Gastgeberin Kracht, Künstler Baechler.



Unvergesslich: Rennfahrer Frey.



Schlicht: Schauspiel-Ikone Deneuve.

ter. Der Rennfahrer hat gezeigt, was ein echter Mann ist! Und: Auf diese Weise wird dieser 70. Geburtstag unvergesslich.

Rund um die Art Basel findet alljährlich das grosse gesellschaftliche Hyperventilieren statt. Wichtig ist, dass man irgendwo dabei ist. Und dass man möglichst viel Aufmerksamkeit bekommt. Die Galerie Gmurzynska (Zug, Zürich, St. Moritz) engagiert jeweils Prominente, welche die Vernissagen veredeln. Früher war öfters die Aristokratin Marie Christine von Kent da, Prinzessin aus dem britischen Königshaus, die man für Anlässe mieten kann (ihr Spitzname: «Rent a Kent»). Jetzt hat man sich mit Catherine Deneuve einen Fünf-Sterne-Promi gesichert; sie war letzten Winter schon im Engadin anwesend, am vergangenen Samstag kam sie nach Zürich. Ihre Anwesenheit ging im Formel-E-Trubel, der die Stadt beherrschte (Kick-off-Party war Freitagabend, gesponsert von Hugo Boss, im «Dolder Grand»), etwas unter. Immerhin war ein Fotograf aus München angereist. Der zweite Promi, der die Ausstellung Wifredo Lams miteröffnete, war der französische Politiker Dominique de Villepin (Regierungschef unter Jacques Chirac).

Catherine Deneuve erschien, begleitet von ihrer Agentin, im schlichten schwarzen Kleid. De Villepin begrüßte den Weltstar, die Ikone seiner Heimat, mit ausgesuchter Höflichkeit. Er hielt anschliessend eine Ansprache, in der er die Kunst von Wifredo Lam (ein Kubaner chinesischer Abstammung) lobte. Die «Belle de Jour» schaute sich die Bilder an, ging dann mit ihrer Agentin auf die Strasse, um eine Zigarette zu rauchen. Gesagt hat sie wenig, da gewesen ist sie. 45 Minuten. *Mission accomplished!*

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Rückgewinnungsaktion nicht so glücklich verlief.

Pärchen, die einander ausschliesslich lobhudeln, nerven mich jedoch bis heute. Freundinnen, die einem stundenlang erzählen, wie gut ihr Hengst aussieht, und dann guckst du ein Foto an und denkst: «Nein, tut er nicht.» Oder Männer, die nicht aufhören, Fotos von ihren Freundinnen in den sozialen Medien zu posten, dazu eine Liebeserklärung, als wären sie die glücklichsten Schweinehunde der Welt. Ein halbes Jahr später: Trennung.

Vermutlich werde ich in der Liebe immer Fan-Girl und Kritikerin sein, nie nur das eine. Manchmal aber, da höre ich die Stimme Artauds in mir, und er fragt: «Willst du jetzt meckern oder einen schönen Abend haben?» Und die Entscheidung für den schönen Abend, die ist dann selten die falsche.



Unten durch

Sonnenkollektoren

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Frau hat bald Geburtstag, und du weisst nicht, was du ihr schenken sollst, denn sie hat schon alles. Also alles ausser einem tollen Körper. Du hast dir überlegt, ihr einen Gutschein für eine dieser Operationen zu schenken, die in Brasilien bei den Frauen so beliebt sind. Aber die Liste, auf der du für dich aufgeschrieben hast, was alles deine Frau operieren lassen müsste, war so lang, dass das Geschenk recht kostspielig geworden wäre. Und du liebst deine Frau ja auch. Jemandem, den man liebt, überreicht man nicht gern einen Strauss mit roten Rosen, zwischen denen ein Gutscheinkärtchen für vierzehn Schönheitsoperationen steckt. Du brauchst also ein anderes Geschenk. Du weisst, dass deine Frau gern kocht, aber eine Küche hat sie schon, und selbst wenn sie noch keine hätte, würdest du ihr keine schenken, denn nicht alles, was man gern tut, kann man auch gut. Du könntest ihr ein Kochbuch schenken, aber dann würde sie eventuell misstrauisch werden und dich fragen, ob dir ihre Eigenkreationen nicht schmecken, und dann müsstest du notlügen. «Kauf ihr doch einfach ein neues Auto», sagt dein bester Freund Lorenz, beim Bier in der Kneipe, «eins ohne Sitzheizung. Das wird ihr gefallen, wegen der Blasenentzündungen.» Woher weiss er denn das? Aber es stimmt: Sie hat alle drei Wochen eine «Blazü», wie sie das nennt. Wenn sie im Winter morgens ins Auto steigt, möchte sie natürlich die Sitzheizung einschalten, aber das ist für Blasenentzündungen Gift. Sie wünscht sich deshalb schon lange ein Auto ohne Sitzheizung, damit sie gar nicht erst in Versuchung kommt.

Also gehst du zu deinem Autohändler und sagst: «Ich möchte meiner Frau ein Auto schenken, aber ohne...» – «Sitzheizung», sagt der Händler, «ist schon klar. Ich hätte da einen lila-farbenen Clio mit Allwetterreifen.» Der Clio kommt dir dann aber doch ein bisschen mickrig vor, da ist ja fast nichts dran! Nach einem *close encounter* mit einem Vierzigtönnner würde deine Frau in diesem Autöli auch nicht besser aussehen. Du entscheidest dich, ihr einen Mercedes-AMG-Geländewagen mit seitlichen Zierstreifen zu kaufen. «Der Wagen hält den Schuss einer

>>> Fortsetzung auf Seite 60

Panzerfaust aus», sagt der Autohändler. Das ist genau das, was deine Frau braucht, bei den vielen Nachbarschaftskriegen, in die sie verwickelt ist. Den AMG gibt es allerdings serienmässig nur mit Sitzheizung. Also legst du noch einen Tausender drauf für die Sonderausstattung ohne Sitzheizung. Zwei Tage vor dem Geburtstag zeigst du den Wagen deinem Bruder, und er sagt: «Na ja, ganz schön, aber die Sonnenblende auf der Fahrerseite hat keinen Schminkspiegel.» Verdammt, das ist ein Männerauto! Und deine Frau schminkt sich morgens immer im Auto, weil sie damit Zeit spart. «Woher weisst du das eigentlich?», fragst du deinen Bruder, und er sagt: «Wenigstens hat die Karre keine Sitzheizung.» Für weitere Fragen hast du keine Zeit. Du fährst sofort zu deinem Autohändler und bittest ihn, einen Schminkspiegel in die Fahrer-Sonnenblende einzubauen. «Okay», sagt der Autohändler, «und wir sollten auch gleich noch das Lenkrad ein wenig nach vorn ziehen, dann passt der Abstand Frau – Gaspedal – Lenkrad.» – «Sie scheinen sich mit der Anatomie meiner Frau ja gut auszukennen», sagst du. «Ich wünschte, es wäre so!», lacht er.

Er gratuliert dir zu einer Frau, die er sehr attraktiv findet. Als du es deinem Bruder erzählst, sagt er: «Klar! Sie sieht ja auch aus wie Cate Blanchett.» Könnte es sein, dass deine Unzufriedenheit mit dem Aussehen deiner Frau damit zu tun hat, dass du keine Ahnung hast, wer Cate Blanchett ist? «Ich hasse dich», sagt dein Freund Lorenz in der Kneipe, «du hast alles, Erfolg im Beruf, ein Haus mit Sonnenkollektoren, eine umwerfende, bildhübsche Frau, und du weisst es nicht mal zu schätzen, du Dummkopf!» Aber das stimmt nicht! Auf die Sonnenkollektoren bist du total stolz!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der verkappte Barolo

Von Peter Rüedi

Alle Wege führen nach Rom. Und alle zu den Abesten Weinen respektive Weinkarten. Kommt nur drauf an, welche Umwege wir in Kauf nehmen. Die knappe halbe Stunde, die der vom Sog nach Süden getriebene Reisende in Kauf nehmen muss, um, statt sich in der Direktissima von Parma über den Cisa-Pass in die Toskana zu stürzen, in der «Locanda(-Osteria-Trattoria) Mariella» an der Via Fragnolo in Fragno bei Calestano eine kulinarische Sternstunde zu erleben, ist schnell vergessen, im Gegensatz zu dem, was ihm hier aufgetischt wird. Dieses Lokal *vaut bien un détour*, nun erst recht, wo es mit noch mehr Eleganz die Brücke schlägt zwischen traditioneller emilianischer Küche und modernem Raffinement. Was auf den Tisch kommt, braucht keinen Vergleich mit in der Ausstattung ungleich ambitionierteren Restaurants zu scheuen. Mariella und ihr Gatte Guido sind in Umgang und Selbstdarstellung Meister des Understatements, Intellektuelle, die bewusst ihre gastronomische Landpartie

einer urbanen Karriere an der Uni Parma vorgezogen haben. In einem Punkt endet ihr Understatement allerdings: Ihre Weinkarte führt, auch nach einer deklarierten Verschlangung in Richtung Bioweine, nicht weniger als 2000 Etiketten.

Ein enzyklopädisches Angebot, welches das Sechzig-Einwohner-Dörfchen längst zu einem Wallfahrtsort von Wein-Freaks aus ganz Oberitalien gemacht hat. Hier sucht man sich nicht den passenden Wein zum Essen, eher umgekehrt. Ich lasse mich allerdings bei jedem Besuch gern beraten respektive überraschen, wissend, dass Mariellas Vorlieben nicht im Bereich der Renommier-Etiketten liegen (wie sie, der Gast aus der Schweiz kann's kaum glauben, in der Regel überhaupt mit einem Faktor 1,5 kalkuliert). Diesmal bringt sie einen Langhe Nebbiolo von Aurelio Settimo (der Produzent mit dem imperialen Namen hat seinen Sitz in La Morra), einen herrlich frischen 2013er, auf den gleichen Böden und mit der gleichen Mengenbeschränkung produziert wie die Barolos des Hauses. Die Differenz macht eine kürzere Mazeration aus, und die Abwesenheit von jeglichem Holz im Ausbau (ganz gemäss der Maxime von Bartolo Mascarello: «No barrique, no Berlusconi»). Ein fabelhafter Wein zu einem vergleichsweise bescheidenen Preis. Schöne Waldbeerenaromen mit ein paar balsamischen Noten, sehr elegant und doch komplex am Gaumen. Weiche Tannine, gute Säure. Ein «Barolo» für alle, die nicht mit der Nobel-Provenienz bluffen möchten. Oder gern ihre besondere Kennerschaft unter Beweis stellen. Meine verdanke ich – merci, Madame – in diesem Fall einmal mehr Mariella hinter den sieben Bergen.

Aurelio Settimo Langhe DOC Nebbiolo 2013.
14%. Tredicipercento, Bern. Fr. 25.50.
www.tredicipercento.ch



Salz & Pfeffer

Japanische Kür

Von Andreas Honegger

Es gibt kaum eine vielfältigere und interessantere Kochkunst als die Japans. Und so gut uns Sushi und Sashimi, Gyoza, Miso-suppe, Ramennudeln, Onseneier, Teriyaki-Poulet, Shabu Shabu oder eine Bento-Box schmecken, die Teppanyaki-Show ist immer

noch der Höhepunkt des Essens im japanischen Restaurant. Allein schon dem Koch zuzusehen, wie er an unserem Tisch auf dem *teppan*, dem Kochfeld aus rostfreiem Stahl, mit eleganten Bewegungen, seinen zwei Stäbchen, einem extrem scharfen Messer und zwei Spachteln seine Kunstwerke zubereitet, ist ein Hochgenuss. Und dem ästhetischen Genuss folgt der kulinarische.

Wir waren wieder einmal am Tessinerplatz in Zürich im «Fujiya of Japan», einem der traditionsreichen Restaurants im Hotel «Ascot». Man isst hier wie im Speisewagen in zwei Tranchen, um 18 Uhr oder um 20.15 Uhr, die Nachfrage scheint ungebrochen. Und wenn man in die butterzarten Jakobsmuscheln beisst, die vor uns gebraten wurden, weiss man auch, warum. Fische, Crevetten, Entenbrust, Poulet, amerikanische Steaks und natürlich Wagyu-Beef sind im Angebot. Pilze und Gemüse werden ebenfalls vor unseren Augen zubereitet und mit etwas Wein und Butter abgeschmeckt. Dass man die

«Beilagen» nicht mit dem Hauptgericht serviert, sondern davor, ist etwas gewöhnungsbedürftig. Die Preise der Menüs schwanken zwischen 69 und 150 Franken, aber es handelt sich dabei auch um richtige Verwöhnmenüs. Zuzusehen, wie der gedämpfte Reis auf dem *teppan* mit Gemüse und Ei zu Fried Rice verwandelt wird, ist auch ein kleines Erlebnis. Für unseren Geschmack war dieser dann allerdings eine Spur zu trocken.

Über die Ursprünge des Kochens auf dem Teppanyaki-Stahl gibt es diverse Geschichten. Im 18. Jahrhundert nach Amerika ausgewanderte Japaner sollen diese Form der Zubereitung im Kampf gegen das Heimweh erfunden haben, oder aber es waren spanische Seefahrer, die ihre *plancha* nach Japan gebracht haben.

Fujiya of Japan, Tessinerplatz 5, 8002 Zürich,
Tel. 044 208 15 55. www.ascot.ch



Auto

Der Bodyguard

Im Lexus LS 500h wird sichtbar, was heute an Handwerksqualität im Automobilbau machbar ist. Von David Schnapp

Manchen Vormittag verbringt der Automobil-Berichterstatter, indem er mit dem Zug irgendwo aufs Aargauer oder Zürcher Land hinausfährt und dort einen neuen Testwagen in Empfang nimmt, um sich damit wieder auf den Weg nach Hause zu machen. Kürzlich fuhr ich deshalb ins aargauische Safenwil, zum Sitz von Lexus-Importeur Emil Frey, und bekam die Schlüssel zum neuen Lexus LS 500h überreicht.

Mit diesem Auto fordern die Japaner vor allem die europäische Luxuslimousinen-Konkurrenz heraus: Audi mit dem A8, BMW mit den 7ern und Mercedes mit der S-Klasse. Und bei so starken Gegnern ist es eine sinnvolle Taktik, die Dinge etwas anders anzugehen. Beim Lexus fängt das schon beim Kühlergrill an, der getreu der Markendesignsprache dem grossen Auto ein recht expressives Auftreten garantiert.

Nachdem ich mich in meinen feinen Wagen auf Zeit gesetzt hatte, brauchte ich eine Weile, um mit dieser ganzen Pracht im Inneren zurechtzukommen. «Absurd schön», fiel dem

Magazin *Men's Health* dazu ein. Das Prinzip hier heisst *omotenashi*, die japanische Kunst der Gastfreundschaft. Beim Öffnen der Türe macht der Sitz etwas Platz, und das Gurtschloss kommt mir aus der Versenkung neben dem Sitz entgegen.

Mehrere Minuten verbringe ich nun damit, mit den Fingerspitzen den mattbronzen schimmernden, feinen Metalleinlassungen zu folgen, die vom Armaturenbrett über die Lüftungschächte führen. Ich bewundere die Armlehnen in den Türen, die effektiv beleuchtet werden und zu schweben scheinen. Aufwendig von Hand gearbeitete Metallabdeckungen über den Lautsprechern des hervorragenden Mark-Levinson-Soundsystems ziehen ebenso meine Aufmerksamkeit auf sich wie die feine Glascheibe vor dem Armaturenbrett, hinter der ein Linienmuster leuchtet. Kurz: Es gibt zurzeit kein Automobil-Interieur auf einem vergleichbaren handwerklichen Niveau wie dasjenige, das bei Lexus schon ab Werk erhältlich ist.

Irgendwann musste ich doch los, drückte den Startknopf und hörte: erst einmal gar nichts.

Der LS ist, typisch für Lexus und Toyota, mit einem Hybridsystem ausgestattet, das einen V6-Benzinmotor, zwei Elektromotoren sowie eine kleine Lithium-Ionen-Batterie umfasst. Vom Hof rollt man also geräuschlos, und dabei bleibt es in 98 Prozent aller Situationen, selbst wenn der Benzinmotor anspringt.

Zum Lexus-Luxus gehört auch der immense Aufwand bei der Geräuschkämpfung. Dieser umfasst eine schallabsorbierende Karosserie, das Design der Aussenspiegel, das Windgeräusche minimieren soll, oder aktives *noise cancelling* über das Lautsprechersystem, das Schall mit Gegenschall neutralisiert. Wie in einer weich gepolsterten Blase schwebte ich die Landstrasse entlang, die Federung ist so fein wie das weisse Leder, und das Auto verhält sich wie ein Bodyguard, der alles vor mir abschirmt, was auch nur annähernd unangenehm werden könnte.

Nur kurz wird diese Atmosphäre von handwerklicher und technischer Perfektion gestört: Beim Beschleunigen heult der Motor, der an ein stufenloses Automatikgetriebe gekoppelt ist, kurz auf, bevor wieder Ruhe und Gelassenheit einkehrt – das Grundgefühl, das beim Fahren dieses Autos vorherrscht.

Lexus LS 500h AWD Excellence:

Leistung: 359 PS / 264 kW; Hubraum: 3456 ccm.
Beschleunigung: 0–100 km/h: 5,5 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Verbrauch: 7,1 l / 100 km (EU-Norm);
Preis: Fr. 168 100.–, Testwagen: 172 450.–



Kraft der eigenen Wurzeln

Fussball-Bundeskanzler Löw gibt Rätsel auf, Kolumbien bringt den weltweit gefährlichsten Stürmer mit: Kurzanalysen der 32 Mannschaften, die in Russland antreten.

Von Rod Ackermann und Peter Hartmann

Gruppe A

Russland — So heiss wie bange brennt im Reiche Wladimir Putins die Frage, ob das WM-Gastgeberteam Russland – automatisch qualifiziert und fast ausschliesslich mit Spielern der heimischen Meisterschaft besetzt – die Gruppenphase überstehen kann, und wenn ja, mit welchen Mitteln. Schwarzseher verweisen auf die Weltrangliste der Fifa, auf der die Russen weit hinten liegen: auf Platz 66.

Saudi-Arabien — Noch schlechter klassiert (Platz 67) ist der Wüstenstaat. Die schwächste Mannschaft im Teilnehmerfeld verbrauchte seit Ende 2014 fünf Cheftrainer.

Ägypten — Bessere Aussichten hat das Land am Nil, in erster Linie dank Mohamed Salah, seinem von britischen Sportreportern zum Fussballer des Jahres 2018 gewählten Star. Der Stürmer des FC Liverpool und Top-Scorer der Premier League sollte sich spätestens bis zum zweiten Gruppenspiel von seiner im Champions-League-Final erlittenen Verletzung der linken Schulter erholen haben.

Uruguay — Die Südamerikaner setzen auf die beiden Goalgetter Edinson Cavani (Paris Saint-Germain) und Luis Suárez (FC Barcelona). Der eine ist Torschützenkönig der Ligue 1 und ein untadeliger Gentleman, der andere drittbestester Scorer der spanischen Meisterschaft, aber wegen seines notorischen Hangs zu Disziplinlosigkeiten ein konstanter Risikofaktor.

Gruppe B

Spanien — Ausgeglichen und deshalb stärker einzustufen ist Portugals Nachbar. Spa-



Schwer zu überwinden: Spaniens de Gea.



Gesetze des Markts: Titelanwärter Frankreich.

nien ist einer der meistgenannten Titelanwärter. An Torwart de Gea sowie der Defensive mit Ramos und Piqué ist schwer vorbeizukommen, das Mittelfeld pflegen Busquets, Iniesta und Thiago zu beherrschen, den Rest besorgt der Angriff mit Asensio, Isco und Costa.

Portugal — Die Mannschaft mit Cristiano Ronaldo, dem fünffachen «Weltfussballer des Jahres», steht unter dem Druck, zu dem vor zwei Jahren in Paris gegen die Franzosen gewonnenen EM-Final eins draufsetzen zu müssen. Nicht mehr im Aufgebot figuriert der damalige Glückspilz Eder, der in der 109. Minute das einzige Tor erzielte.

Marokko und Iran — Hinter Portugal und Spanien, den beiden Tenören der Gruppe, spielen sie die Rolle exotischer Statisten.

Gruppe C

Frankreich — Les Bleus zählen zwanzig Jahre nach dem triumphalen Titelgewinn an der Heim-WM 1998 wiederum zu den Kronfavoriten. Ginge es nach den Gesetzen des Markts, so wäre Frankreich schon jetzt Weltmeister. Mit einem Spieler-Gesamtwert von 1,08 Milliarden Euro – merci, Paul Pogba, merci, Kylian Mbappé, merci, Antoine Griezmann – liegt das «black-blanc-beur»-Ensemble von Trainer Didier Deschamps einen kurzen Kopf vor Spanien (1,04 Mrd.) und Brasilien (952 Mio.). Die

Hauptprobe aber wurde verpatzt: Gegen die USA schaute nur ein 1:1 heraus.

Australien — Vom Niederländer Bert van Marwijk, ihrem erst seit Januar engagierten Trainer, erwartet die Commonwealth-Insel Wunderdinge: so etwa ein Vordringen ins Achtelfinale.

Peru — Weil das eidgenössische Bundesgericht eine aufgrund Dopings vom Internationalen Sportgerichtshof (TAS) verhängte vierzehnmonatige Sperre im letzten Moment provisorisch aufhob, darf der bald 35-jährige Paolo Guerrero für die Südamerikaner in Russland antreten: für den Rekordtorschützen der Blanquiroja ein letztes Hurra.

Dänemark — Gleichfalls nur einen Mann von Weltklasseniveau besitzen die Skandinavier. Unter Anführung von Spielmacher Christian Eriksen (Tottenham) wird der zweite Platz in der Gruppe anvisiert.

Gruppe D

Argentinien — Ganz alleine kann es selbst der fünfmalige Weltfussballer des Jahres Lionel Messi nicht richten. Dies zeigte sich im WM-Final 2014 in Rio, als die Albiceleste gegen Deutschland verlor, wenngleich erst nach Verlängerung. Seinem Star kann Nationalcoach Jorge Sampaoli mindestens drei hochkarätige

Sekundanten beigelesen: Angel Di María (Paris Saint-Germain), Gonzalo Higuaín (Juventus Turin) und Sergio Agüero (Manchester City).

Kroatien — Die Südosteuropäer warten mit ihrem Prunkstück, dem sackstarken Mittelfeld um Luka Modric (Real Madrid) und den im Kanton Aargau geborenen und aufgewachsenen Ivan Rakitic (Barcelona), auf. Ob dies fürs Weiterkommen ausreicht?

Island — Mit einer Gesamtbevölkerung von knapp 350 000 das kleinste Land, das je eine Mannschaft in die WM-Endrunde brachte. Dies schafften die Insulaner dank einem Mix aus Megalomanie und Minderwertigkeitskomplex; für sich eingenommen hatten sie die Fussballwelt mit ihrem «Viking Clap» bereits während der Euro 2016.

Nigeria — Noch nie brachte es eine Mannschaft aus Afrika an einer WM weiter als ins Viertelfinale (Kamerun 1990 in Italien). Dass den Super Eagles ein Höhenflug dieser Art gelingt, wird indes sogar auf dem Schwarzen Kontinent bezweifelt.

Gruppe E

Brasilien — Wieder hängt die Welt an seinen Absätzen, nicht nur an seiner Frisur, die er so häufig wechselt wie König Louis XIV – wenn er, der Götterliebbling Neymar, 26, wieder das hin-



Liebe aus der Ferne: Superstar Neymar.

reissende brasilianische *jogo bonito* aufführt, das schöne Spiel. Für Brasilien, den fünffachen Weltmeister, ist es eine Liebe aus der Ferne, denn die Stars wandern alle aus, und die Weltmeisterschaften im eigenen Land, 1950 und 2014, endeten als Katastrophe. Ein neuer Trainer soll die Selbstheilung aus der Kraft der eigenen Wurzeln bringen, einer, der nie in Europa gespielt oder trainiert hat. Tite (mit vollem Namen: Adenor Leonardo Bachi) könnte auch eine Art vorübergehender Friedensgarant werden im Land, das unter wirtschaftlichem Niedergang und unter endemischer Korruption leidet. Brasilien hat zweifellos wieder eine grosse

Mannschaft. Und der Mediziner Tite, der die Fussballseele heilen will, ist nicht nur ein Handaufleger, sondern hat auch einen Dokortitel in Leibesübungen.

Schweiz — Mehr Fragen als Antworten. Das macht unsere Nati so spannend. Mehr Selbstüberschätzung als Selbstvertrauen? Wer singt die Hymne? Wer schiesst endlich die Tore? Der «Chancetod» aus Sursee, der immer am richtigen Ort auftaucht und das Falsche versucht? Lässt sich das Glück des geschenkten Penaltys gegen Nordirland, der uns nach Russland kapultierte, verlängern? Es ist das Schicksal dieser multikulturellen Söldnertruppe, dass je nach Resultat das Urteil ungnädig umgeblättert wird. «Hopp Schwiiz!»

Costa Rica — War 2014 im Viertelfinale, wir nicht. Keylor Navas ist ihr fabelhafter Landeswächter, der auch Real Madrid im Tor dreimal die Champions League sicherte.

Serbien — «Die Adler» haben den eisernen Vorhang neu erfunden mit der Mittelfeldachse Kolarov, Milinkovic-Savic, Matic, Ljajic, Tadic.

Gruppe F

Deutschland — Wie konnte Fussball-Bundeskanzler Jogi Löw den jungen Wunderstürmer Leroy Sané zu Hause in Manchester lassen? Wird sich die Frage erst im Endspiel oder schon früher stellen? Fussball ist ein einfaches Spiel, 22 Mann jagen dem Ball nach, und am Ende siegen immer die Deutschen, wie Gary Lineker resigniert erkannte.

Schweden — Die Spielverderber warfen Italien raus, fahren sie jetzt mit Deutschland fort? Sie wollten den Selbstdarsteller Ibrahimovic nicht mehr in der Mannschaft.

Mexiko — Gingen zur Vorbereitung ins Puff und überstanden die Manndeckung von angeblich dreissig Liebesdienerinnen.

Südkorea — 2002 stiessen sie mit Hilfe der Schiedsrichter im eigenen Land bis in den Halbfinale vor. Jetzt vertrauen sie auf ihren Helden Heung-min Son von Tottenham.

Gruppe G

England — Die «Three Lions» wären nach 52 Jahren endlich wieder an der Reihe. Ausgerechnet mit den günstigsten Raubtieren aus dem Hochpreiszirkus Premier League. Harry Kane kommt aus dem Tottenham-Nachwuchs, sein Partner Dele Alli kostete läppische 5 Millionen Pfund, und der Selfmade-Goalgetter Jamie Vardy von Leicester City verfertigte bis vor wenigen Jahren noch Beinprothesen für Unfallopfer.

Panama — Erstmals in der Endrunde. Mit dem rabiaten Coach Hernán «El Bolillo» (der Knüp-



Erstmals dabei: Panama landet in Moskau.

pel) Gómez. Frauenorganisationen forderten vergeblich seinen Rücktritt, nachdem er vor einem Nachtclub eine Begleiterin verprügelt hatte. Alle Last liegt auf dem Schleusentor-Bewacher Jaime Penedo, dem Goalieveteranen, der bei Dinamo Bukarest sein Brot verdient.

Belgien — Mit dem bleichen, schlafwandlerischen, messerscharfen Passgeber Kevin De Bruyne und der Messi-Kopie Eden Hazard ein Geheimtipp. Der Trainer Roberto Martínez ist ein Spanier, der seine Karriere in England machte.

Tunesien — Da stellt sich unwillkürlich die Rätselfrage: Was macht eigentlich der begnadete Yassine Chikhaoui, heute 31, der von 2007 bis 2015 den FC Zürich entzückte und terrorisierte? Antwort: Er ist nicht dabei. Lässt den Ball in Katar ausrollen.

Gruppe H

Japan — Volkszorn, Spielerrevolte, und zwei Monate vor der WM musste der verhasste Coach Vahid Halilhodzic, der die Publikums- und Fanslieblinge Kagawa, Honda und Okazaki aussortiert hatte, den Hut nehmen.

Kolumbien — Der ewige Aussenseiter mit den drei Angriffswaffen James Rodríguez (FC Bayern), Juan Cuadrado (Juventus) und dem Flüsterer Radamel Falcao (AS Monaco), dem gefährlichsten Stürmer der Welt – jeder dritte Schuss ein Tor. Der argentinische Trainer José Pékerman gilt als Taktikgenie und fuhr früher Taxi.

Senegal — Der Torhüter Alfred Gomis von Spal Ferrara ist der einzige Italiener an dieser WM. Er besitzt den senegalesischen und den italienischen Pass. Der Star aber ist Sadio Mané vom FC Liverpool, er geht zu Real.

Polen — Mittelstürmer Robert Lewandowski (FC Bayern) schrieb seine Doktorarbeit über sich selber, Titel: «Der Weg zum Ruhm».



Arsenal-Connection

Lange war im Schweizer Team vom «Balkan-Graben» die Rede. Nun herrscht Friede: Captain Stephan Lichtsteiner, 34, und Spielmacher Granit Xhaka, 25, bilden die eidgenössische Eintracht. *Von Thomas Renggli*

Im Herbst 2015 stürten düstere Gedanken und mediale Interpretationen den Hausfrieden der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft. «Balkan-Graben» hiess die Wortkreation, die den Multikulti-Charme verschluckte und die Fussballauswahl als Vorzeigemodell der Migrantenintegration ad absurdum führte. Captain Stephan Lichtsteiner sprach von «richtigen» und «anderen» Schweizern, auf der rechten Spielfeldseite wurden grundsätzliche Differenzen zwischen Lichtsteiner und Xherdan Shaqiri ausgemacht. Und als sich Regisseur Granit Xhaka mit Freudentränen zur EM-Qualifikation von Albanien äusserte, wurde

Land identifizieren – da spielt es keine Rolle, ob jemand die Nationalhymne singt oder nicht. Solange man nur darüber spricht, haben wir eigentlich keine grossen Probleme.»

Teuerster Schweizer Fussballer

Was Lichtsteiner sagt, wird auf dem Feld sichtbar. Die Schweizer Auswahl mag nicht immer den schönsten, spektakulärsten und torreichsten Fussball spielen – und ein Goalgetter von Format fehlt ihr weiterhin –, doch was Solidarität, Disziplin und Leidenschaft betrifft, befindet sie sich auf einem beeindruckenden Niveau. Und wenn die Resultate stimmen, passen auch plötzlich die unterschiedlichsten Charaktere bestens zusammen. Trainer Petkovic sagt dazu: «Menschen mit Migrationshintergrund sind Teil der Schweiz. Und die Nationalteams des Schweizerischen Fussballverbands sind nichts anderes als die Spiegelbilder des Landes.»

Stephan Lichtsteiner, der waschechte Luzerner aus Adligenswil, der den Pilatus als schönsten Schweizer Berg und die Kapellbrücke als seinen Lieblingsort bezeichnet, befindet sich nicht nur wegen der WM in Aufbruchstimmung. Nach sieben Jahren bei Juventus Turin (mit sieben Meistertiteln und vier Cup-Siegen) wechselt er zu Arsenal London. Für den 34-jährigen Aussenläufer, der mit seiner Arbeitsmoral und seinem Kampfgeist Masstäbe setzt, ist es ein weiteres aufregendes Kapitel in seiner Laufbahn: «Ich fühle mich geehrt, für diesen Verein spielen zu dürfen – diesen Verein mit seiner einzigartigen Geschichte, seiner starken Fan-Gemeinde und diesem unglaublichen Stadion», beschreibt er die Vorfreude.

Im Norden von London trifft Lichtsteiner auf einen Mann, der im Mittelfeld des Schweizer Nationalteams die Schlüsselrolle spielt: Granit Xhaka. Der Basler wechselte vor zwei Jahren von Mönchengladbach zu Arsenal – für eine Ablösesumme von 45 Millionen Franken und mit einem Jahresgehalt von 9 Millionen. Dies beförderte ihn zum teuersten Schweizer Fussballer der Geschichte und in England quasi per definitionem zum Medienthema. Seither wird jeder Schritt, den Xhaka macht, von Kameras eingefangen und von Kommentaren begleitet. Im Februar 2017 geriet er in die Schlagzeilen, weil er eine Flughafenmitarbeiterin rassistisch beleidigt haben soll. Auf dem Platz wird sein hartes Einsteigen moniert. Vor allem der frühere Goalgetter Gary Lineker, als BBC-Experte die höchste moralische Instanz



Solidarität, Disziplin, Leidenschaft: Nati-Spieler

des Landes, kritisiert ihn immer wieder scharf. In Linekers Vergleich mit Chelsea-Regisseur N'Golo Kanté kommt Xhaka schlecht weg: «Zweimal so teuer, halb so gut.» Fakt ist aber auch: Kein Mann hat mehr Einfluss aufs Arsenal-Spiel als Xhaka. Er stand in der vergangenen Saison in 3688 Minuten (von 3842) auf dem Feld und schlug 3116 Pässe – mehr als jeder andere Spieler in der Premier League. In deutschen Medien wurde er zum «Pass-Monster» promoviert.

Wie wichtig Xhaka für die Schweizer Nationalmannschaft ist, wird dann bemerkbar, wenn er fehlt. Gegen Spanien erreichte das Petkovic-Team zwar ein achtbares 1:1, doch ohne den geschonten Regisseur fehlten im Mittelfeld Ruhe und Sicherheit. Keiner versteht es besser als Xhaka, das Schweizer Spiel zu ordnen; keiner spürt besser, wie und wann das Tempo zu variieren ist. Nicht alle seine Pässe sind matchentscheidend, aber allein das Bewusstsein, dass sie meistens ankommen, verleiht dem Schweizer Spiel Stabilität und Souveränität. Und auch in Sachen Selbstironie hat Xhaka zugelegt. Auf seinen glücklosen Penalty-Schuss im EM-Achtelfinal gegen Polen vor zwei Jahren angesprochen, sagt er: «Jemand musste ja verschiessen.»

Grosser gegenseitiger Respekt

Granit Xhaka und Stephan Lichtsteiner: Auf den ersten Blick verkörpern sie die grösstmöglichen Gegensätze in der Nationalmannschaft – hier der smarte Spielmacher mit der grandio-



dies schon fast als Angriff auf die Schweizer Integrität wahrgenommen.

Zweieinhalb Jahre später ist davon nichts mehr zu spüren. Die Nationalmannschaft tritt gefestigt und geschlossen zur WM an – und mit grosser Zuversicht. Ricardo Rodríguez sagt mit dem Selbstverständnis des U-17-Weltmeisters von 2009: «Wir gehen nach Russland, um den Titel zu gewinnen.» Lichtsteiner relativiert seine Aussage von der Zweiklassengesellschaft mittlerweile merklich und blickt grosszügig darüber hinweg, dass nicht alle 23 Spieler des WM-Kaders Text und Melodie des Schweizerpsalms bis ins letzte Detail beherrschen: «Wenn man unsere Mannschaft spielen sieht, weiss man, dass sich alle Spieler mit dem



Lichtsteiner (l.) und Xhaka.

sen Übersicht und dem eleganten Pass, der stolze Secondo, der auch zur Heimat seiner Eltern steht, dort der zuweilen verbissene Kämpfer, der keinen Schiedsrichterentscheid unkommentiert lässt und für solides helvetisches Handwerk bürgt. In ihrer Berufsauffassung könnten sie aber schon fast Zwillinge sein. Beide stecken keinen Zentimeter zurück, beide gehen unbeirrt ihren Weg, beide haben sich in ihren Klubs unverzichtbar gemacht, beide sind für den Erfolg in der Nationalmannschaft entscheidend. Mit Blick auf seinen Wechsel zu Arsenal sagt Lichtsteiner: «Ich freue mich extrem darauf, mit Granit spielen zu dürfen. Er hat eine super Entwicklung gemacht. Mit ihm zusammen mindestens einen Pokal in die Höhe zu stemmen, das wäre das Grösste.»

Und auch Xhaka freut sich auf den Schweizer Zuwachs in London: «Wenn ein Spieler wie Steph seit Jahren bei einem Topklub Stammspieler ist, so viele Titel geholt hat und trotzdem noch hungrig ist, als wäre er erst zwanzig, verdient das Respekt. Er ist immer top vorbereitet, einer der Ersten auf dem Platz. Ich habe den grössten Respekt ihm gegenüber.» Für schöne Worte gibt es an der WM in Russland keine Punkte zu gewinnen. Doch setzt die Arsenal-Connection die Pace, könnte der Schweizer Weg durchs WM-Tableau weiter gehen als erwartet. Den «Balkan-Graben» jedenfalls haben Granit Xhaka und Stephan Lichtsteiner schon lange überwunden.

Städte

Von Rostow bis Nischni Nowgorod

Wer Russland in allen Facetten erleben will, orientiert sich am besten daran, wo die Schweiz spielt.
Ein kleiner WM-Guide.

Den Schweizer WM-Reisenden bietet sich die Möglichkeit, auf den Spuren unserer Fussballer einen repräsentativen Überblick über die Weiten und die Vielseitigkeit Russlands zu gewinnen – angefangen in Rostow, im Südwesten des Landes, dem Tatort des Startspiels gegen Brasilien. Die Stadt hat über eine Million Einwohner, trotzdem ist sie bei westlichen Touristen nur wenig bekannt: eine grosse Unterlassungssünde! Wer die ethnische und kulturelle Vielfalt des grössten Landes der Erde erfahren will, ist hier genau richtig. Rostow ist das Zentrum der armenischen Diaspora. Auch die ukrainischen Einflüsse sind allgegenwärtig. Die wunderbare Lage am majestätischen Fluss Don verleiht der Stadt ihren ganz besonderen Charme. Auf der linken Flussseite bieten Restaurants mit grossen Terrassen alles, was der Gaumen verlangt. Rostow gilt als Tor zum Kaukasus, Kapitale der legendären Donkosaken und als Heimat der schönsten Frauen zwischen Wladiwostok und St. Petersburg.

Nur über die Ostsee zu erreichen

In jeder Beziehung ein Sonderfall ist Kalininograd, wo die Schweiz im zweiten Gruppenspiel auf Serbien trifft. Das vormalige Königsberg, das nach dem Zweiten Weltkrieg der Sowjetunion zugewiesen wurde, liegt zwischen Polen und Litauen und ist aus Russland direkt nur über die Ostsee zu erreichen. Die Enklave wurde zur Heimat vieler Russen aus den baltischen Staaten. Das Wahrzeichen der 500 000-Einwohner-Stadt ist der Königsberger Dom. Das Gebäude brannte nach Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg vollständig ab und wurde erst nach dem Ende der Sowjetunion wieder aufgebaut. Der berühmteste Sohn Königsbergs ist ein alter Bekannter aus dem Philosophieunterricht: Immanuel Kant. Sein Grabmal liegt direkt hinter dem Dom.

Geschichtsträchtiges wird auch über Nischni Nowgorod berichtet. Die Hauptattraktion der Stadt am Zusammenfluss von Oka und Wolga ist der Kreml aus dem frühen 16. Jahrhundert. Der Komplex umfasst dreizehn historische Türme und die wundervolle Erzengel-Michael-Kathedrale. Zu Sowjetzeiten hiess die Stadt ab 1932 Gorki. Josef Stalin hatte dem Schriftsteller Maxim Gorki damit ein Geburtstagsgeschenk gemacht. Daneben ging es aber wenig poetisch zu und her. Weil Gorki das Zentrum der sowjetischen Militärindustrie (und Produktionsort der Atombombe) war,

galt es als «geschlossene Stadt». Deshalb sind die ausländischen Einflüsse hier vergleichsweise gering. *Gorki* bedeutet auf Deutsch «bitter». Trotzdem hatte die Stadt für ihre 1,2 Millionen Einwohner ihre süssigen Seiten: Hier wurde die beliebteste sowjetische Schokolade produziert.

Und hoch die Brücken!

Das touristisch Beste freilich kommt für die Schweizer erst im Fall des sportlichen Erfolgs. Sollten es Shaqiri und Co. bis in die Metropolen St. Petersburg und Moskau schaffen, verspricht dies nicht nur sportliche Festspiele. Die beiden Grosstädte vermitteln mit ihrer herausragenden Architektur und den monumentalen Bauwerken ein Gefühl des Selbstanspruchs und der Historie Russlands.

Und wer es sich nicht nehmen lassen will, die weissen Nächte von St. Petersburg zum Tag zu machen, dem sei hier eine dringende Warnung mit auf den Weg gegeben: Zwischen zwei und fünf Uhr in der Nacht werden die Strassenbrücken über der Newa hochgezogen – damit die Schiffe passieren können. Dann sind die einzelnen Stadtteile voneinander getrennt. Dies bekamen ein paar festfreudige kanadische Eishockeyspieler an der WM 2000 schmerzlich zu spüren. Sie verpassten die Finalqualifikation quasi am Ufer der Newa.

Thomas Renggli



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als grosser Fussballfan die sportlich bessere Mannschaft unterstützen, auch wenn es – Wilhelm Tell sei's geklagt – mal nicht das Schweizer Team sein sollte?

Oskar Odermatt, Baden

Zugegeben, wenn die Schweiz in ihrem ersten WM-Spiel gegen Rekordweltmeister Brasilien antritt, könnte selbst der tapferste Eidgenosse, von Selbstzweifeln geplagt, in seinem Patriotismus verunsichert werden. Sich deshalb gleich auf die Seite des Gegners zu schlagen, darf aber keine Option sein. Das wäre Kapitulation vor dem Feind. Zwar wird der Fussball immer wieder als wichtigste Nebensache der Welt verniedlicht. In Tat und Wahrheit ist er viel mehr: nämlich der ultimative Charaktertest und die Härteprüfung für Rückgrat und Loyalität! Davon abgesehen, schmecken die Siege erst dann richtig süss, wenn man sie als quasi chancenloser Underdog feiert. *Thomas Renggli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Gesellschaftswissenschaften verkleistern die Wirklichkeit mit Ideologien wie Genderismus und Marxismus.» *Urs Oswald*

Was soll man von diesen Fakultäten halten?

Nr. 23 – «Der Wind weht von links»; Philipp Gut und Christoph Mörgeli über die Schweizer Universitäten

Statt zum Verständnis des menschlichen Zusammenlebens beizutragen, tun die Gesellschaftswissenschaften, zumindest im deutschsprachigen Raum, das genaue Gegenteil: Sie verkleistern die Wirklichkeit mit Ideologien wie Genderismus und Marxismus. Schade nur, dass Karl Marx bloss 65 und nicht 200 Jahre alt geworden ist. Er hätte sonst die Sprachgewalt, mit der er den Manchester-Liberalismus geisselte, gegen Bolschewismus, Maoismus und die Roten Khmer richten können. Und ebenso wie die englischen «Arbeitshäuser» hätte er dann die Lager in Workuta und die «killing fields» in Kambodscha anprangern können. Was soll man von universitären Fakultäten halten, an denen sich Marxisten und Semi-Marxisten sektenartig ausbreiten können? *Urs Oswald, Zürich*

Man muss bloss über den Grenzzaun blicken

Nr. 23 – «Märchenstunde im Bundeshaus»; Katharina Fontana über die Selbstbestimmungsinitiative

Wenn die vehementen Gegner der Selbstbestimmungsinitiative in der Lage und/oder willens wären, über den Grenzzaun zu blicken, dann hätten sie ein argumentatives Problem. Ausgangslage ist der im Raum stehende Abschluss eines Rahmenvertrags mit der EU. Auf verschiedensten Gebieten müsste das schweizerische Recht Bestimmungen der EU zwangsläufig übernehmen. Die Schweiz tritt laufend Organisationen bei, die permanent neue Regeln erlassen. Wir wissen also nicht, welche Inhalte dazukommen. Was den Gegnern der Initiative als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint (Selbstbestimmung), ist in Deutschland Gesetz! Das Bundesverfassungsgericht hält in einem Grundsatzentscheid fest: «Die eigene Verfassung geht im Fall eines Konflikts dem Völkerrecht vor.» Noch Fragen? *Erwin Lässer, Bellikon*

Früher waren es sechs

Nr. 23 – «Wo bleiben die Toten?»; Medien-Kolumne von Kurt W. Zimmermann

«Tote» in der Schweizer Presse gibt es gemäss Autor wohl nur nördlich der Alpen. In seinem Artikel zum (angeblich nicht stattfindenden) Pressesterben verschweigt er, dass im Tessin unlängst eine Tageszeitung (*Giornale del Popolo*) ihr Erscheinen einstellen musste. Früher, als ich an der HSG meine Doktorarbeit über die Tessiner Presse geschrieben hatte (1977), wa-

ren es noch sechs; geblieben sind nur deren zwei. *Rolando Burkhard, Bern*

Levrats «Swiss made»-Islam

Nr. 23 – «Linke Frauen, aufgepasst»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Gut so, dass der Autor genau hinschaut und die peinlichen Anerkennungsrufe der SP für einen schweizerischen Islam so hervorragend qualifiziert. Wenn SP-Präsident Levrat einen schweizerischen «Swiss made»-Islam fordert, so greift er unsere christlich-europäische Geschichte und unsere entsprechenden Werte an. Man stelle sich vor, was abliefe, wenn gewisse Kreise in islamischen Staaten ein massgeschneidertes integrierendes nationales Christentum forderten. Levrats Sozialdemokratische Partei hat enorme historische Defizite. Aber diese effekthascherische Botschaft Levrats passt zur Linken, die wieder einmal auf der falschen Seite der Geschichte steht. Die Sowjetunion, DDR und Kuba lassen grüssen. Oder hofft die verzweifelte SP auf neue Parteimitglieder, wenn ihre Politiker die Masse einbürgerung vorantreiben?

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Es kam, wie es kommen musste

Nr. 23 – «Pfefferscharf und butterweich»; Alex Baur über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative

Eine pfefferscharfe Umsetzung hat Philipp Müller angekündigt, und es kam, wie es kommen musste. War es Unkenntnis der Schweizer Gerichtspraxis, pure Dummheit, Naivität? Oder hat Philipp Müller das Stimmvolk vorsätzlich angelogen? Man darf sich fragen, welches Fazit für einen führenden FDP-Parlamentarier schlimmer ist. *Peter Baumann, Möriken*

Fall Adam Quadroni

Auf unseren Artikel «Unerträgliche Wahrheit» (Nr. 23/18) meldete sich das Online-Magazin *Republik*. Wir hatten aus schriftlicher, uns vorliegender Quelle folgenden Satz von Journalistin Anja Conzett zitiert: «Herr Quadroni will plötzlich nicht mehr. Ich bin grad sehr verdrossen darüber und etwas ratlos.» Die *Republik* legt Wert auf die Feststellung, dass Adam Quadroni später einem Gespräch mit einem Journalisten der *Republik* doch noch zugestimmt habe. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9								10	11	12
13						14		15		16			
17					18								
		19						20					
	21				22		23					24	
25					26						27		
	28			29			30			31			
32				33	34							35	36
37							38					39	
				40						41			
42									43				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Reaktionen auf Renitenz

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Akademischer Verdienstpreis aus der Filmwelt. 7 Magier: rituell und spirituell. 10 Schwarzer Vogel, buchstäblich flatterhaft. 13 Bei allem Ein und Aus kommen diese Budgets heraus. 14 Bei ihr handelt es sich um ein breites Flusstal. 17 Kanton Zürich, Bezirk Uster – fehlt noch die Gemeinde. 18 Ein veritabler transatlantischer Samichlaus. 19 So sozusagen unvereinbar. 20 Menschengestaltig mit Schlangenkopf: die Unendlichkeit in der ägyptischen Mythologie. 21 FIFAs Ball-sport-Pendant. 22 Mündliches Examen in der Hochschule. 25 Wo in Rumänien viele Rumänen studieren. 26 Hafenstadt im Osten Englands. 27 Für Kenner des Alten Testaments: Stammvater der Edomiter. 28 Stellenwert, oft wertvoll im gesellschaftlichen Gefüge. 30 Low & dies: das Unternehmen fürs perfekte Stadiondach. 32 Womit die Feiern dem Volksglauben huldigen. 33 Auch ohne Moral: Er ist wohl eine falsche Richtung. 35 Kürzel? Nein, kroatische Insel in der Adria. 37 Traubensaft, und wirklich in Gärung. 38 Nennen wir es unverbindliche Liebesbeziehung. 40 Land, das sich damit durch und durch der Musik verschrieben hat. 41 Rousseaus Zögling in seinem Schlüsselwerk. 42 Sie zeugt wenn auch nicht von Weisheit, so doch von Alter. 43 Sie erfreuen Männer, was deren Gattinnen wohl weniger schätzen.

Senkrecht — 1 Taten, wie im Alten Rom gang und gäbe. 2 Es geht hier kurz um das Umweltmanagementsystem. 3 Bevölkungsreichste Provinz Kanadas. 4 Existenzialismus hat auch damit zu tun. 5 Oft mit Sex gespickte Angelegenheiten - delikat. 6 Speisenfolge, eidgenössisch. 7 Die Vorstufe zum Finale. 8 Je nach Touristenziel strömen dann die Touristen in Massen. 9 Gift der Tollkirsche, als Arzneimittel so bekannt. 10 Bei ihm ist Zahlensalat nicht erlaubt, das Resultat muss stimmen. 11 Er gilt gemeinhin als Apostel der Schweiz. 12 Gibt's auch beim Essen: Er ist einfach zuviel. 15 Wir nennen sie hier Verhaltensforschung. 16 Die Resonanz, das ist sicher, ist bei ihm da. 18 Ein Behältnis für die Ewigkeit. 21 Einst Hauptstadt der Schweiz, heute immerhin Kantonshauptstadt. 23 Textilie, die oft auch anstelle von Kunstwerken an den Wänden hängt. 24 Der Schwarmfisch schmeckt frisch, gegrillt, geräuchert. 29 Jener Wolfgang, Erfinder der Molekularpumpe und Pionier der Vakuumtechnik. 31 Als Anlage bezeichnet, doch nicht fürs grosse Geld. 32 Geschichte, deren Wahrheitsgehalt der Zuhörer selber herausfinden muss. 34 Lant: ein Diamant, aber nur damit. 35 Wo Tschai-kowski eine Weile lebte. 36 Kiefernharz, das dann ganz schön klebrig. 39 Elektromagnetisches Relais von geringer Ausdehnung.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 571

T	R	A	U	B	E	Z	E	N	T	R	A	L	E	
Ø		F		I	A	R	I	L	A	N	U	R		
P	A	C	K	E	R	S	C	H	U	F	T	E	N	
Ø	R	S	Ø	N	S	C	H	A	B	L	Ø	N	E	
A		E	D	I	T	Ø		L	A	I	A	S		
A	M	I	D	E		E		Ø	B	Ø	E	N	T	
N	A	S	E		A	H	M	E	D		C	E	R	Ø
T	E	R	R	I	N	E		B	U	C	H	Ø		
R	E	A		K	A	R	T	E	N	L	E	G	E	R
A	R	E	N	E	K		A	N	K	E		Ø	H	Ø
G		L		D	A	L		E	R	F	U	R	T	
M	I	D	A	S		K	A	L	K		T	E	A	

Waagrecht — 1 TRAUBE 5 ZENTRALE 11 LABIL
12 NUR 13 PACKER 16 SCHUFTEN 19 ORSON
20 SCHABLONE 21 EDITH 22 AIAS (Ajax)
23 AMIDE 25 OBOEN 26 NASE 27 AHMED
28 CERO (span. f. Null) 30 TERRINE 32 BUCH
34 REA 35 KARTENLEGER 39 ARENEN 40 AN-
KE 41 OHO 42 DALL 43 ERFURT 44 MIDAS
45 KALK 46 TEA (engl. f. Tee)

Senkrecht — 1 TOPO 2 AECS (Aero-Club der
Schweiz) 3 BLENDE 4 EAR (engl. f. Ohr) 5 ZISCH
6 ELCH 7 TAUB 8 ANTOINE (DJ, oben angeführt:
Titel) 9 LUENA (Laune) 10 ERNESTO 14 ARA-
MAEER 15 KOEDER 17 HALBDUNKEL 18 FLAE-
CHE 20 STEHER 23 ANTRAG 24 ISRAELI
25 OEBEN 27 ANANAS 29 ROEHRE 31 IKEDA
(jap. f. Reisfeld am Teich) 33 CLERK 36 TALK
37 GOUT (engl. f. Gicht) 38 ROTA

Lösungswort — **BAERENDIENST**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

IHR INDIVIDUELLER WOHNTRAUM ZUM GARANTIERTEM FIXPREIS.

swisshaus.ch

Erfahren Sie mehr
0800 800 897



Machen Sie Ihren ganz eigenen Wohnraum wahr – am besten mit dem Schweizer Marktführer für schlüsselfertige Einfamilienhäuser aller Stile. Von der Baulandsuche über Baueingabe und Bauphase bis zur Schlüsselübergabe sind wir für Sie da. Und das termingerecht und zum garantierten Fixpreis. Über 4000 gebaute Häuser sprechen für sich.




SWISSHAUS
ZIEH IN DEIN NEUES LEBEN EIN